B

I. Jedes Ve ... ntlehnt, ist verpflichtet, dasselbe längstens nach ... igen zurückzustellen, oder bei größeren Werken um Verlangerungsfrist nachzusuchen.

II. Wer dies unterläßt, wird durch den Vereinsdiener zur Rückgabe gemahnt und hat hiefür eine Mahngebühr von 10 ₰. zu entrichten.

III. Jedes Vereinsmitglied, welches Bücher in ruinosem oder beschmutztem Zustande zurückstellt, hat den verursachten Schaden zu tragen und ist daher zum Ersatz des Ankaufspreises des Buches, oder der Kosten des Einbandes anzuhalten. Ein Fortleihen der Bü... dritte Personen ist unstatthaft.

IV. Lehrlingen u... Dienstboten dürfen nur gegen schriftlichen Vorweis des Lehr..., ..., bezw. der Herrschaft, Bücher ausgehändigt werden.

2213

Victor Hugo's

sämmtliche Werke.

Vierter Band.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Der letzte Tag eines Verurtheilten. — Mirabeau.
Voltaire. — Walter Scott. — De La Mennais.
Lord Byron.

Frankfurt am Main, 1835.

Druck und Verlag von J. D. Sauerländer.

Der letzte Tag eines Verurtheilten.

Uebersetzt

von

W. Wagner.

Mirabeau.

Von

A. Lewald.

Voltaire, Walter Scott, de la Mennais, Lord Byron.

Von

E. Beurmann.

GEWERBS-VEREIN.

Frankfurt am Main, 1835.

Druck und Verlag von J. D. Sauerländer.

G78/495

Vorwort.

Als Vorrede zu den ersten Auflagen dieses Buches, welches ohne den Namen seines Verfassers erschien, las man nur folgende Zeilen:

„Die Entstehung dieses Buches kann auf zweierlei „Weise gedacht werden. Entweder hat sich wirklich ein „Pack von verbleichten und ungleichmäßigen Papieren „vorgefunden, worauf die letzten Gedanken eines Unglück„lichen verzeichnet waren, einer an den andern gereiht, „— oder es hat sich Jemand gefunden, ein Denker, der „die Natur zum Nutzen der Kunst beobachtete, ein Phi„losoph, ein Dichter vielleicht, welchem die Idee zu einem „solchen Buche im Kopfe herumging, welcher sie faßte, „oder vielmehr von ihr gefaßt und nicht eher wieder

„freigelassen wurde, bis er sie zu Papier gebracht hatte.
„Von diesen beiden Erklärungsweisen mag der Leser
„eine wählen."

Zur Zeit, als das Buch erschien, hielt es der Verfasser nicht für gerathen, seine Meinung ganz auszusprechen. Er wollte erwarten, ob sie errathen und verstanden würde. Es ist geschehen, und jetzt darf der Autor das Geständniß ablegen, daß er unter jener einfachen und leicht verständlichen Form politische und sociale Ideen veranschaulichen wollte. Der letzte Tag eines Verurtheilten ist also — wir erklären es laut — weiter nichts, als eine Vertheidigungsrede, eine direkte oder indirekte, für die Zulässigkeit der Abschaffung der Todesstrafe.

Das hat er gewollt, und das soll die Nachwelt in seinem Werke lesen, wann je so Unbedeutendes ihr zukommen würde. Man suche hier weder eine specielle Schutzrede, welche immer nur transitorisch sein könnte, für irgend einen Angeklagten nach freier Wahl, oder für irgend einen Verbrecher, sondern ein allgemeines und dauerndes Plaidoyer für Gegenwart und Zukunft. Es handelt sich hier um die Frage der Menschenrechte, welche vor der ganzen Staatsgesellschaft, diesem großen Cassationshofe plaidirt werden; es handelt sich um dieses äusserste Ende der Nicht-Zulässigkeit, um das abhorrescere a sanguine, was für immer an der Spitze aller

Criminalprozesse stehen muß; es handelt sich um jene ernste Frage, welche im Dunkeln sich auf dem Grunde einer jeden causa capitalis bewegt, nur überhüllt von Pathos, womit die blutige Redekunst der königlichen Gerichtsbeamten sie gerne bedeckt; es handelt sich um Leben und Tod, und die Frage erscheint und zeigt sich in ihrer ganzen Blöße und Nacktheit, befreit von allen vielfach verschlungenen Redensarten der Gerichtsstube, endlich einmal keck hervortretend und in's rechte Licht gesetzt, so wie es sein muß, so bis in den innersten Kern und bis in die wahre Abscheulichkeit, nicht vor dem Tribunal, sondern auf dem Schaffot, nicht vor dem Richter, sondern bei dem Henkersknecht.

Das war es also, was der Verfasser gewollt hat, und wenn die nach uns Lebenden ihm den Ruhm zugestehen würden, etwas dazu beigetragen zu haben, was er sich aber kaum schmeichelt, so würde er mit dieser Krone zufrieden sein.

Er erklärt und wiederholt, daß er seinen Gegenstand vor allen Gerichtshöfen und vor allen Geschwornen, vor allen Gesetzbüchern und vor allen Richtern, und im Namen aller Angeklagten, seien sie nun schuldig oder nicht, vertheidigt. — An jeden Richter wendet sich dieses Buch; damit aber die Vertheidigung so allgemein und umfassend sein möge, wie die Sache selbst, so ist gerade

diese Form und Art der Behandlung gewählt worden, welche nach allen Seiten hin in die einzelnen Theile des Stoffes eingeht, welche den Zufall, das Besondere und das Relative betrachtet, welche die Begebenheiten, die Episoden, die Anekdoten selbst erzählt, und in weiten Kreisen die Vertheidigung irgend eines Verurtheilten führt. Der Verfasser preis't sich glücklich, wann er, einzig und allein mit dem Werkzeug seiner Gedanken versehen, so weit vorangearbeitet haben wird, um das Herz einer Magistratsperson zu erreichen und zu rühren, wann er diejenigen, die sich ihrer Gerechtigkeit rühmen, zur Barmherzigkeit gestimmt hat, wann er, immer weiter grabend in dem Herzen, endlich auf den festen Boden der Menschlichkeit gekommen ist.

Vor drei Jahren ist das Buch erschienen, und einige Leute waren der Meinung, daß es der Mühe werth sei, die Idee desselben dem Autor streitig zu machen. Da wollten die Einen als Grundlagen ein englisches und die Andern ein amerikanisches Buch annehmen. Eine sonderbare Manie, an tausend fernen Orten die nahe Ursache der Dinge zu suchen, und aus den Quellen des Nils das Wasser der Straßengossen von Paris herzuleiten, die durch diese Stadt fließen! Was brauchen wir hier ein englisches, ein amerikanisches oder vielleicht gar ein chinesisches Buch. Der Verfasser hat den Grund-Gedanken seines Werkchens keinem fremden Buche ent-

nommen, und pflegt überhaupt nicht Dinge, die er ganz nahe haben kann, aus der Ferne herzuholen. Auf dem Greve-Platz, da wo ihr Alle bekannt seid, wo ihr vielleicht eben so, wie er, gedacht und empfunden habt, da hat er geschöpft. Ja, auf dem Greve-Platz hat er eines Tages im Vorübergehen diesen Gedanken gefunden, der in einer Pfütze lag, unter den blutigen Splittern und Ueberbleibseln der Guillotine. So geschah es, und er nahm den blutigen Gedanken mit. —

Seit jenem Tage, so oft in Paris ein Mensch zum Tode verurtheilt ward und das hierzu gehörige Geschrei der Volksmasse sich vernehmen ließ, so oft der Autor die heulende Meute, welche die Zuschauer nach dem Greve-Platze führte, unter seinen Fenstern vorübertoben und wüthen hörte — so oft auch kam ihm dieser schmerzliche Gedanke wieder in den Sinn, bemächtigte sich seiner, erfüllte seine Phantasie mit Gensdarmen, mit Henkern und Volksmassen. Der Autor folgte Stunde vor Stunde den Qualen des armen Verurtheilten; er dachte: Jetzt hört der Geistliche seine letzte Beichte, — jetzt schneidet man ihm die Haare ab, — jetzt bindet man ihm die Hände. — Während die Anderen ruhig ihre Geschäfte forttrieben, mahnte ihn, den armen Poeten, dieser Gedanke, trieb ihn an und drängte ihn und stieß ihn, riß ihm die Verse aus dem Kopfe, wenn er eben im besten Zuge war, und tödtete sie im Entstehen; dieser

Gedanke hemmte ihn in jeder seiner Arbeiten, kam ihm stets in die Quere, ummauerte ihn, so zu sagen, und belagerte ihn. — Es war eine Qual, die mit dem frühen Morgen begann und bis vier Uhr des Nachmittags, wo der Verbrecher gerichtet wurde, fortdauerte; erst dann fand der Autor die Ruhe seines Geistes wieder. Eines Tages endlich, wenn wir nicht irren, so war es am Tage der Hinrichtung von Ulbach, fing der Verfasser mit dem Niederschreiben dieses Buches an. Seitdem war er erleichtert. Wenn nun eines dieser öffentlichen Verbrechen, welche man mit dem Namen gerichtlicher Execution zu belegen pflegt, wieder begangen wurde, so sagte ihm sein Gewissen, daß er desselben nicht mehr theilhaftig sei, und er fühlte auf seiner Stirne jenen Blutstropfen nicht mehr, der von dem Greve-Platz auf die Stirne eines jeden Mitglieds der Gesellschaft spritzt.

Hat man aber genug gethan, wenn man sich die Hände wascht? Wäre es nicht besser, das Fortströmen des Blutes zu hemmen?

Gibt es etwas Schöneres und Heiligeres, als nach diesem Ziele zu streben, nach der Abschaffung der Todesstrafe? Von ganzem Herzen theilt der Verfasser die frommen Wünsche aller besseren Menschen, welche seit vielen Jahren darauf hingehen, diesen Baum, der einem Galgen gleicht, umzustürzen, den einzigen Baum, welchen

die Revolutionen nicht entwurzelt haben. Mit Freuden ergreift auch er die Axt, um seinen Schlag mitzugeben, und um den Einschnitt zu vergrößern, welchen Beccaria vor etwa sechszig Jahren an diesem schmählichen Galgen, der über die ganze Christenheit Jahrhunderte lang hinragt, gemacht hat.

Wir haben gesagt, daß das Schaffot das einzige von der Revolution nicht niedergerissene Gebäude ist. Selten ist eine Revolution mäßig, und beinahe immer dürstet sie nach Menschenblut. Revolutionen beschmutzen, zerfressen und entvölkern die Gesellschaft; sie sind grausam und roh, und die Todesstrafe ist ein Messer, das sie nur ungern aus den Händen legen.

Vielleicht wäre die Juli-Revolution von 1830 von allen andern noch die einzige gewesen, welcher man in dieser Hinsicht etwas hätte zutrauen dürfen; von dem milden Volksgeiste, der sich hier regte, hätte man wohl erwarten dürfen, daß er die barbarischen Einrichtungen von Ludwig XI., von Richelieu und Robespierre mildern und die Unverletzlichkeit eines Menschenlebens in die neuen Gesetztafeln einschreiben würde. Das Jahr 1830 hätte das Schlachtmesser von 1793 zerbrechen sollen.

Einen kurzen Augenblick haben wir uns mit dieser Hoffnung geschmeichelt. Im August 1830 sah man überall

so viel Großmuth, bemerkte man selbst unter der Volksmasse so viel Milde und Menschlichkeit, erweiterten sich die Herzen bei der Aussicht auf eine so schöne Zukunft, daß man mit vollem Recht die Todesstrafe für vernichtet hätte halten sollen, gleich so vielen andern Dingen, welche uns seither lästig gewesen sind. Das Volk machte aus den Lumpen des alten Regims ein Freudenfeuer, und man glaubte, es würde auch die blutige Fahne der Todesstrafe verbrennen.

Man hielt sie für verbrannt, wie die andern Lumpen, und während einiger Wochen lebte man in leichtgläubigem Vertrauen hin, im Wahne, es werde in Zukunft das Leben eines Menschen eben so gesichert sein, wie seine Freiheit.

Nach zwei Monaten geschah wirklich ein Versuch, um das Gleichheits-Utopien des Cäsar Bonesana in die Wirklichkeit einzuführen.

Zum Unglück war dieser Versuch linkisch, ungeschickt, heuchlerisch und nicht im Interesse des allgemeinen Wohles begründet.

Im Monat October 1830, — man erinnert sich dessen wohl noch, — einige Tage nachdem durch die Tagesordnung der Vorschlag, Napoleon unter der Säule

Vendome zu begraben, beiseite gelegt worden war, gab sich die Kammer mit Weinen und Schreien ab. Man redete viel, man seufzte und man erhob die Hände gen Himmel. Die Todesstrafe — o Gott, wie entsetzlich! Mancher alte Generalprokurator, ergraut unter der rothen Toga, und der sein Leben lang, sein in das Blut der Requisition getunktes Brod gegessen hatte, nahm ein verschämtes Gesicht an und schwor bei allen Göttern, daß er auf die Guillotine mächtig erbittert sei. Zwei Tage lang wurde die Tribüne von salbungs- und thränenreichen Rednern nicht leer. Es war eine Lamentation, ein düsteres Psalmen-Concert, ein super flumina Babylonis, ein stabat mater dolorosa, eine große Symphonie in Moll mit Chören von Rednern. Der Eine sang in seinem Baß, der Andere im Falset, kurz es fehlte nichts. Die Sache war pathetisch und kläglich zugleich. Die Sitzung zur Nachtzeit war besonders rührend, väterlich und herzzerreißend, wie ein fünfter Akt von Lacheusse. Das gute Publikum verstand davon nichts, hatte aber doch die Augen voll Thränen *).

---

*) Nicht Alles, was bei dieser Gelegenheit in der Kammer gesprochen wurde, wollen wir mit Verachtung behandeln; denn auch manches schöne und würdige Wort ist vernommen worden. Wir haben, wie viele Andere, der ernsten und einfachen Rede des Herrn von Lafayette, und, in einer anderen Beziehung, der bemerkenswerthen Improvisation des Herrn Villemain unsern Beifall gegeben.

Von was handelt es sich eigentlich? Von der Abschaffung der Todesstrafe?

Ja und nein.

Das war die Thatsache:

Vier feine Weltleute, wie man sie in den Salons finden kann, und mit denen man vielleicht schon einige höfliche Worte gewechselt hat, vier dieser Männer, hatten in den höheren Regionen des Staates einen jener Streiche versucht, welche Bacon Verbrechen, und Machiavelli Unternehmung nennt. Verbrechen oder Unternehmung, — das Gesetz spricht hier die Todesstrafe aus.

Die vier Unglücklichen waren gefangen und dem Gesetz verfallen; sie wurden von dreihundert tricoloren Cocarden unter den gewölbten Hallen von Vincennes in Verwahrung gehalten. Was war nun anzufangen?

Man sieht ein, daß man vier feine Weltleute von gutem Stande nicht nach dem Greve-Platz schicken konnte, auf einem gemeinen Wagen, die Hände mit Stricken gebunden, Rücken an Rücken mit jenen Fonctionärs, deren Namen ich kaum auszusprechen wage. Ja, wenn es noch Guillotinen von Mahagoniholz gebe!

Ihr dürft ja nur die Todesstrafe abschaffen, so ist gleich geholfen!

Ueber diesen Punkt bekam die Kammer alle Hände voll zu thun.

Sie sollen wissen, meine Herren, die sie gestern eine so wichtige Frage noch nach Utopien verwiesen, und für eine Thorheit erklärt haben, — Sie sollen wissen, daß heute nicht zum ersten Male ihre Aufmerksamkeit auf den Karren der Armen-Sünder, auf die Stricke, welche in Fesseln und auf die scharlachrothe, gräßliche Maschiene gerichtet sein dürfte, und daß es uns wundert, wie Ihnen diese Dinge gerade jetzt erst so auffallend werden!

Bah! Was sollen diese Redensarten? — Nicht für dich, du gutes Volk, wollen wir die Todesstrafe abschaffen, sondern für uns Herren Deputirten, die wir ja auch Minister werden können. Wir können es nicht zugeben, daß die Zunge der gefräßigen Guillotine auch nach hohen Häuptern empor lecke, — und wir wollen sie ausreißen. Wir haben dabei nur an uns gedacht, und wann der Erfolg auch Andern zu gut kommt, so soll es uns lieb sein. Schnell daher, laßt uns das Feuer löschen, den Henker vertreiben, und den Blutflecken im Gesetzbuch wegwaschen.

So mischt sich der Egoismus zu den schönsten Combinationen des gesellschaftlichen Geistes, und entartet sie; dieser Egoismus ist die schwarze Ader im weißen Marmor, die nach allen Seiten hinläuft und überall dem Meißel begegnet. Die Statüe muß noch einmal ausgehauen werden.

Wir gehören gewiß nicht zu denjenigen, welche nach den Häupkern der vier Minister Verlangen trugen; denn nachdem diese Männer festgenommen und unschädlich gemacht worden waren, verwandelte sich unsere Erbitterung in Mitleiden. Wir dachten an die Vorurtheile, unter denen sie aufgewachsen waren, an den wenig ausgebildeten Geist ihres Chefs, eines rückfälligen Fanatikers, welchen die Conspiration von 1804 halsstarrig gemacht hatte, welcher vor der Zeit im feuchten Dunkel der Staatsgefängnisse grau geworden war, an die schlimme Nothwendigkeit ihrer gemeinschaftlichen Stellung, an die Unmöglichkeit, einen Hemmschuh anzulegen vor dem jähen Abgrund, wohin die Monarchie den 8. August 1829 sich selbst gestürzt hatte, an den von uns bis jetzt zu wenig berechneten Einfluß der Person des Königs, und vorzüglich an die Würde, welche Einer von ihnen, wie einen Purpurmantel über ihr Unglück warf. Ja, wir wünschten ihnen recht aufrichtig die Erhaltung ihres Lebens, und waren bereit, ihnen dafür ein Opfer zu bringen; wenn man auf dem Greve-Platze ein Schaffot

für sie errichtet hätte, so hätte es wohl einen Aufstand gegeben, um dies Schaffot niederzureißen, und wer hätte sich diesem Aufstande in heiligem Eifer nicht angeschlossen? In einer socialen Crisis ist das politische Schaffot das unseligste, das verabscheuungswürdigste, das verderblichste und das vor allen zu zerstörende; denn gar leicht schlägt es im Pflaster der Städte seine Wurzeln, und treibt bald seine Schößlinge in allen Theilen des Landes. Das erste Haupt, das in einer Revolutionszeit fällt, macht das Volk nach andern hungrig.

Wir waren also mit denjenigen, welche das Leben der vier Minister erhalten wollten, ganz einverstanden, sowohl aus Gründen der Menschlichkeit, als aus Gründen der Politik, nur hätten wir es lieber gesehen, daß die Kammer eine andere Veranlassung gewählt oder erwartet hätte, um über die Frage der Todesstrafe zu debattiren.

Wenn man diese wünschenswerthe Abschaffung nicht bei Gelegenheit von Ministern, welche aus den Tuilerien nach Vincennes fielen, vorgeschlagen hätte, sondern bei Gelegenheit irgend eines Straßenräubers, irgend eines jener elenden Bettelleute, welche man kaum eines Blickes würdigt, wenn sie einem auf der Straße begegnen, mit denen man sich zu reden schämt, und deren unsaubere Berührung man fürchtet, einer jener

Unglücklichen, die mit nackten Füßen ihre Kinderzeit im Schmutz und in den Pfützen auf der Gasse verlebt habend, frierend im Winter am Rande des Quais, sich am Luftloch der Küche des Herrn Vefour, bei dem ihr zu Mittag speiset, spärlich erwärmend, und aus den Schmutzhaufen Brodkrumen auflesend, in den Gossen der Straßen und zwischen den Pflastersteinen mit einem rostigen Nagel kratzend, um vielleicht einen Bettelpfennig zu finden, bei keinem anderen Schauspiel sich Eingang zu verschaffen im Stande, als bei dem Geburtstagfest des Königs, und bei der Hinrichtung eines Verbrechers, wo sich Jeder gratis zu der gaffenden Volksmasse gesellen darf, arme Teufel, die der Hunger zum Diebstahl, und der Diebstahl zu allen Uebrigen drängt, was daraus folgt, enterbte Kinder der Gesellschaft, ihrer Rabenmutter, die mit dem zwölften Jahr ins Zuchthaus, mit dem achtzehnten auf die Galeere und mit dem vierzigsten unter die Guillotine kommen, unglückliche Menschen, aus denen in der Schule oder in der Werkstätte etwas Gutes hätte werden können, und mit denen ihr jetzt nichts anzufangen wißt, als daß ihr sie in den rothen Ameisenhaufen von Toulon, oder in den stummen, engen Raum von Blamant wie Kehricht ausschüttet, denen ihr erst die Freiheit und dann sogar das Leben abschneiden müßt, — ja, wann Ihr bei Gelegenheit eines solchen Menschen, der dem Gesetze verfallen wäre, von der Abschaffung der Todesstrafe gesprochen

hättet, — dann wohl wären eure Sitzungen würdig, groß, heilig, majestätisch und der Verehrung werth gewesen! Seit der Zeit der Kirchenväter von Trident, welche die Ketzer mit feierlichem Schwur zum Concilium riefen, per viscera Dei, „bei den Eingeweiden des Herrn," weil man ihre Bekehrung hoffte, seit jener fanatischen Zeit hätte dann die Welt kein rührenderes und kein herrlicheres Schauspiel erlebt, als das eurige. Wahrhaft große Menschen haben sich stets um die Schwachen und um die Kleinen bekümmert. Eine Versammlung von Braminen, die die Rechte der Parias in Schutz nehme, — wie erhaben wäre sie, und wäre bei uns die Volkssache etwas anderes gewesen, als die Sache der Parias? Ihr hättet mehr gethan, als ein Geschäft der Politik, — ihr hättet im Dienst der ganzen Menschheit gehandelt, wenn ihr ohne Eigennutz und ohne hohe Rücksicht die Todesstrafe abzuschaffen versucht hättet.

Während ihr nun nicht einmal ein Werk der Politik gethan habt, indem ihr vier Männer retten wolltet, die man einfing, als sie eben mit frecher Hand einen gewaltigen Griff in den Sack der Staatsstreiche thaten, — was ist daraus entstanden? Ihr waret nicht aufrichtig, und darum traute man euch nicht. Und darum fandet ihr beim Volke keine Unterstützung und keine Stimme, obgleich die Last der Todesstrafe am härtesten auf ihm liegt. Ihr seid sonst doch immer so klug, —

warum waret ihr diesmal so ungeschickt? Ihr habt Comödie gespielt und seid ausgepfiffen worden.

Es war nichts als eine Posse, die aber einige Leute für Ernst nahmen.

Der Minister-Prozeß ward zu Ende gebracht, und ich weiß nicht, wie der Bescheid ausfiel, vier Menschenleben blieben verschont. Ham wurde erwählt, als die richtige Mitte zwischen Freiheit und Tod. Darauf verschwand bald die Furcht aus den Herzen der Leute, die den Staat regieren, und mit der Furcht verschwand auch die Menschlichkeit und man dachte nicht mehr an die Abschaffung der Todesstrafe; Utopien ward wieder Utopien, Theorie wieder Theorie, und Poesie wieder Poesie.

Unterdessen hatten die gemeinen Verbrecher in Gefängnissen Zeit und Muse gehabt, sich mehr an die Gefangenschaft zu gewöhnen, und vielleicht gar von ihrer nahen Freiheit zu träumen. Aber wartet doch!

Dem Henkersknecht war es während dieser Verhandlungen bange geworden, und als er unsere Gesetzmacher von Humanität, Philanthropie und Fortschritten der Menschheit reden hörte, hielt er sich für verloren. Er hatte sich versteckt und unter seine Guillotine gekau-

ert; unbehaglich fühlte er sich im warmen Sonnenschein des Juli-Mondes, so wie ein Nachtvogel am hellen Tage; kaum wagte er noch zu athmen, verstopfte sich die Ohren und suchte sich ganz vergessen zu machen; sechs Monate lang ließ er sich gar nicht sehen, und gab kein Lebenszeichen von sich. Allmählig aber kam er wieder ein wenig zu Muth; denn er hatte nach der Seite der Kammern hin die Ohren gespitzt und seinen Namen nicht mehr nennen gehört, noch weniger jene großen Redensarten, die ihn so sehr erschreckt hatten. Jetzt waren diese Herren schon mit andern und wichtigeren Dingen beschäftigt, mit einem Vicinalweg, mit einer Subvention für die komische Oper, oder mit einem Aderlaß von hunderttausend Franken auf ein apoplectisches Budjet von fünfzehn hundert Millionen. An den Kopfabschneider dachte Niemand mehr. Und siehe da! er ward ruhig, guckte aus seinem Loch hervor und lugte nach allen Seiten; dann wagte er einen Schritt, und dann noch einen, wie die Maus in Lafontaines Fabeln, und endlich kroch er aus seinem Versteck hervor; muthig sprang er hinauf auf die Guillotine, besserte sie aus, polirte sie, schmeichelte ihr, ließ sie spielen und seifte die Maschine, die beinahe lahm geworden wäre, wieder ein; als dies gethan war, wendete er sich um, faßte einen jener Gefangenen, die ihr Todesurtheil schon vergessen hatten, bei den Haaren und riß ihn aus seiner einsamen Zelle, zog ihn näher heran, nahm ihm die

Kleider, knebelte ihn fest, schnallte ihn und — die Executionen waren wieder im alten Gleise. — Dies ganze Bild ist entsetzlich, aber es ist wahr gezeichnet.

Ja, die unglücklichen Gefangenen hatten eine Frist von sechs Monaten genossen, und waren jetzt, nach so bitterer Enttäuschung, nur um so mehr zu beklagen; die Frist ward aufgehoben und diese menschlichen Geschöpfe wurden in den Rachen der Guillotine geworfen. Was konnte uns auch daran liegen, da unser Leben ja nicht gefährdet war?

Es muß etwas Unerhörtes in dem Herzen eines Menschen, eines elenden Dieners der Gerichts-Canzelei vorgegangen sein, daß er sich erheben und sagen konnte: da jetzt keine Rede mehr von der Abschaffung der Todesstrafe ist, so wollen wir wieder einmal zur Guillotine schreiten!

Wir müssen gestehen, daß die Hinrichtungen nie von so schamlosen Freveln begleitet waren, als seit dem Widerruf der Frist des Juli-Monats, und daß die Geschichte des Greve-Platzes nie so abscheulich und so empörend gewesen ist. Der blutige Codex hat sich auf schreckliche Weise erneuert, und die Erneuerer sind durch ihre eigenen Werke bestraft. Das ist gut.

Wir müssen hier ein Paar Beispiele von der abscheulichen Ruchlosigkeit mehrerer Hinrichtungen citiren. Einigen Frauen von königlichen Procuratoren verursacht dies vielleicht Nervenschmerz — und die Frau ist oft das Gewissen ihres Mannes.

Im südlichen Frankreich fand man gegen Ende September vorigen Jahres, — der Ort und der Tag, so wie auch der Namen des Verurtheilten sind uns nicht mehr im Gedächtniß, aber wir könnten nachschlagen und alles auffinden, wenn man die Thatsachen etwa bestreiten wollte, — einen Mann im Gefängniß, wir glauben es war zu Pamiers, der eben ganz ruhig Karten spielte. Da zeigte man ihm an, daß er in zwei Stunden sterben müsse. Ein heftiger Schrecken durchzuckte ihn; seit sechs Monaten hatte man ihn vergessen, und hatte er des Todesurtheiles nicht mehr gedacht. Man scheert und knebelt ihn; er beichtet, und alsdann fährt man ihn auf einem Karren, umgeben von vier Gensdarmen, und von einer großen Volksmasse begleitet, nach dem Richtplatze. Das Alles mag noch angehen; man macht das gewöhnlich so. Man kommt an's Schaffot und der Henkersknecht nimmt dem Priester den Verbrecher ab, reißt ihn fort, bindet ihn auf's Fallbrett, schiebt ihn in den Backofen (wir bedienen uns hier des Gaunerwortes) und läßt dann das Hackmesser los. Der schwere eiserne Triangle macht sich mit Mühe los, fällt mit einem

Stoß in die Fuge, und — hier beginnt das Gräßliche — schneidet ein, ohne zu tödten. Der Mann stößt einen furchtbaren Schrei aus. Der Henker verliert die Fassung, hebt aber das Messer wieder in die Höhe und läßt es wieder fallen. Und das Messer beißt zum zweitenmal in den Hals des armen Sünders, aber schneidet ihn wieder nicht ab. Der arme Sünder heult und die Volksmasse mit ihm. Da lüftet der Henker noch einmal das Messer und hofft bessern Erfolg vom dritten Schlag. Keineswegs. Beim dritten Schlag spritzt ein dritter Blutbach aus dem Nacken des Verurtheilten, — und noch immer fällt der Kopf nicht. Wir wollen kurz erzählen. Fünfmal stieg und fiel das Messer, fünfmal schnitt es ein, fünfmal heulte der Gefangene, regte sein lebendiges Haupt und schrie: Gnade! Das Volk ergriff Steine und fing an den Henker zu steinigen. Dieser flüchtete sich hinter die Guillotine und duckte sich dann unter die Pferde der Gendarmen. Noch sind wir nicht zu Ende. Da sich der Unglückliche allein auf dem Schaffot sah, so richtete er sich auf dem Brett in die Höhe, und hier, aufrecht stehend, von Blut triefend, seinen halbabgeschnittenen Kopf, der auf den Schultern lag aufrichtend, flehte er, mit schwachem Stöhnen, daß man ihn losbinden mögte. Die Volksmasse stand eben im Begriffe, die Gendarmen mit Gewalt zu vertreiben und jenen Unglücklichen zu befreien, welcher fünfmal gerichtet worden war; aber jetzt stieg der Knecht des Nachrich-

ters, ein junger Mensch von zwanzig Jahren, hinauf, sagte zum armen Sünder er solle sich herumdrehen, daß er ihn losbinden könne, und während nun der Sterbende voll Vertrauen sich ihm hingab, benutzte jener schnell den Moment, sprang ihm auf den Rücken und schnitt ihm den Hals mit einer Art von Schlachtmesser völlig ab. Ja, das ist geschehen; Tausende können es bezeugen.

Nach dem Gesetze hätte dieser Hinrichtung eine Gerichtsperson beiwohnen müssen, und diese hätte mit einem einzigen Zeichen den Gräuel verhindert. Was trieb denn dieser Herr in seinem Wagen, während man einen Menschen massakrirte? Was machte dieser Bestrafer der Mörder, während man am hellen Tage unter seinen Augen, vor seinem Kutschenfenster, und unter dem Schnauben seiner Pferde einen Menschen mordete?

Warum ist dieser Richter nicht vor Gericht gezogen worden? Und warum der Henker nicht? Und warum hat kein Tribunal sich um diese abscheuliche Hinrichtung bekümmert, um diese Verletzung des heiligsten Menschenrechtes?

Im siebzehnten Jahrhundert, zur Zeit der Barbarei und der Grausamkeit, unter Richelieu und unter Christophe Fouquet, als der Herr von Chalais zu Nantes

vor dem Bouffay getödtet ward, und zwar durch einen Soldaten, welcher statt eines Stiches mit dem Degen, ihm deren vierunddreißig mit einem scharfen Bindermesser gab,*) — damals erschien dieses Verfahren dem Parlament von Paris gesetzwidrig, und wenn auch nicht Richelieu, wenn auch nicht Fouquet, so wurde doch der Soldat zur Verantwortung gezogen. Es war immer eine Ungerechtigkeit, aber doch auch wieder Gerechtigkeit dabei.

Nicht so bei uns. Der Vorfall in Pannier folgte dem Juli 1830 und fällt in eine Zeit von milden Sitten und Fortschritten, ein Jahr nach der berühmten Lamentation über die Abschaffung der Todesstrafen. Die Schandthat ist ungestraft vorübergegangen; die Journale haben sie wie eine Anekdote erzählt, und Niemand hat sich weiter darum bekümmert. Man hat gesagt, die Guillotine sei von einem bösen Menschen, der dem Scharfrichter habe schaden wollen, verrückt worden; ein Knecht sei der Thäter gewesen, und habe sich auf diese Weise an seinem Herrn rächen wollen, weil dieser ihm kurz vorher aus dem Hause gejagt. Es war ein Eulenspiegelstreich. Doch hören wir weiter! —

---

*) La Porte zählt zweiundzwanzig und Aubery vierunddreißig Stiche. Herr von Chalais schrie bis zum zwanzigsten Stiche.

Vor drei Monaten führte man zu Dijon eine Frau zum Richtplatz. Auch bei dieser Gelegenheit hat das Messer des Doktor Guillotin seine Arbeit wieder schlecht gethan. Der Kopf wurde nicht ganz abgeschnitten. Darauf hängten sich die Knechte des Scharfrichters an die Füße der Frau und rissen unter entsetzlichem Geheul derselben ihr den Rumpf vom Kopfe weg.

In Paris kommen wir zur Mode der heimlichen Hinrichtung wieder zurück. Da man seit dem Juli 1830 keine öffentliche Hinrichtung auf dem Greve-Platz mehr wagt, da man feig ist und sich fürchtet, — was hat man gethan? Man ergreift neulich zu Bicêtre einen zum Tod Verurtheilten, ich glaube, er hieß Désandrieux; man warf ihn in eine Art von Korb, welcher auf zwei Rädern fortgeschleppt wurde und nach allen Seiten verschlossen und verriegelt war; es folgten nur zwei Gendarmen, und in aller Stille wurde das Paquet mit dem Sünder nach der öden Barriere von St. Jacques befördert. Um 8 Uhr des Morgens kam man hier an. In aller Schnelle war in der Frühe des Tages eine Guillotine aufgerichtet worden. Ein Paar Dutzend Gassenbuben, welche auf Steinhaufen saßen, bildeten die Zuschauer und wunderten sich über die sonderbare Maschine. Schnell zog man nun den Menschen aus dem Korb und noch schneller, auf eine schändliche und hinterlistige Weise, escamotirte man ihm den Kopf vom Rumpfe herunter.

Die Gassenbuben machten große Augen. So etwas nennt man ein öffentliches Beispiel der hohen Gerechtigkeit. Welche infame Verhöhnung! Welche furchtbare Ironie!

Was verstehen denn die Diener des Königs unter dem Worte Civilisation? Wohin sind wir gekommen? Die Gerechtigkeit wird zur Hinterlist und zum Betrug herabgewürdigt und das Gesetz zur Gräuelthat! Ein Verurtheilter muß diesen Leuten sehr furchtbar erscheinen, da sie ihn so arglistig hinwürgen.

Zur Steuer der Wahrheit müssen wir aber bemerken, daß die eben erwähnte Hinrichtung nicht ganz geheim war; denn an demselben Morgen verkaufte man, wie gewöhnlich, auf allen Kreuzwegen von Paris das Todesurtheil. Von diesem Handel leben viele Leute; sie verkaufen für einen Sous einen elenden Wisch, worauf das Verbrechen und die Strafe des Unglücklichen zu lesen sind. Kann man sich etwas Abscheulicheres denken, als einen solchen verschimmelten Blutpfennig, und wer ist es, der ihn aufhebt?

Genug der Thatsachen, ja, schon zu viel! Ist das Alles nicht abscheulich?

Was kann man zu Gunsten der Todesstrafe vorbringen? —

Diese Frage sei hier allen Ernstes gethan, und wir erwarten eine Antwort darauf, nicht von geschwätzigen Literaten, sondern von Criminalisten. Wir wissen, daß es Leute gibt, welche die Vortrefflichkeit der Todesstrafe zum Paradoxon einer Disputation machen, wie ein anderes Thema. Andere lieben diese Strafe, weil sie Diesen oder Jenen der dagegen Sprechenden hassen, und so machen sie gleichsam eine literarische, eine Person- oder Namensfehde daraus. Solche Gegner aus Neid finden sich nicht allein bei den Künstlern, sondern auch bei den Rechtsgelehrten. Filangieri hat eben so gut seine Joseph Grippas, als Michael Angelo seine Forregiani und Corneille seine Scuderys.

Wir wenden uns nicht an diese Paradoxenjäger, noch an die Gegner aus Neid, sondern an die Leute des Gesetzes, an die Dialektiker, an die Raisonneurs, an diejenigen, welche die Todesstrafe wegen ihrer Zweckmäßigkeit, um ihrer Güte und Schönheit Willen lieben.

Laßt uns einmal ihre Gründe hören!

Die Richter halten die Todesstrafe für nöthig, zuerst, weil es der Gesellschaft wichtig sein muß, ein Mit-

glied, das ihr bereits geschadet hat und noch schaden kann, auszustoßen. In dieser Beziehung würde lebenslängliches Gefängniß hinreichen. Was hilft hier der Tod? Ihr sagt, man kann dem Gefängnisse entspringen; — ich antworte, macht Eure Runde besser! Wenn ihr an die Festigkeit der Eisengitter nicht glaubt, warum wagt ihr es, Menagerien anzulegen? Was braucht ihr einen Henker, wo ein Kerkermeister genug wäre?

Aber die Gesellschaft — so sagt man weiter — muß sich rächen und sie muß bestrafen! Keins von beiden! Ein einzelner Mensch rächt sich und Gott bestraft.

Die Gesellschaft steht zwischen beiden. Die Strafe liegt über und die Rache liegt unter ihr; weder dies Kleine, noch dies Große kommt ihr zu; sie darf nicht bestrafen, um sich zu rächen, sondern sie darf nur züchtigen, um zu verbessern. Wenn wir die Formel der Criminalisten auf diese Weise erklären, so verstehen wir sie und gehören zu ihren Anhängern.

Nun kommt aber, als weiterer Grund, die Abschreckungs-Theorie. Man muß ein abschreckendes Beispiel geben und durch das Schauspiel der Strafe, die des Verbrechers wartet, diejenigen abschrecken, welche sich zu ähnlichen Verbrechen geneigt fühlen könnten. Das ist, dem Text getreu, die große Redensart, über welche

viele hundert von Gerichtshöfen ihre Variationen spielen. Als Entgegnung hierauf müssen wir zuvörderst die Abschreckung in Zweifel ziehen, und wir glauben nicht, daß das Schauspiel der Bestrafung die Wirkung hervorbringe, welche man davon erwartet. Ohne dem Volk zu wenig zutrauen zu wollen, sind wir der Meinung, daß es auf solche Weise demoralisirt und nur noch mehr an das Laster gewöhnt wird. Beispiele und Belege genug würden wir citiren können. Wir beschränken uns auf Einen Fall von Tausenden, da dieser gerade nahe liegt und noch ganz neu ist; erst zehn Tage sind seitdem vergangen; es war am 5. März, am letzten Tag des Carnevals. In St. Pol kam ein Trupp Masken unmittelbar nach der Hinrichtung eines Brandstifters, mit Namen Louis Camus, und tanzten um das noch rauchende Schaffot herum. Was nützte hier das abschreckende Beispiel? Es war Faschingstag und man lachte euch in's Gesicht.

Wollt ihr aber durchaus eure Abschreckungs-Theorie aufrecht erhalten, so führt uns das sechzehnte Jahrhundert mit all seinen Foltern zurück, und macht euch der Welt wieder so furchtbar, wie damals! Führt uns Farinacci und die geschwornen Folterer, den Galgen, das Rad, den Scheiterhaufen, den Wippgalgen, das Ohrenstutzen, die Viertheilung, das Lebendigbegraben, das Lebendigsieden in einem kupfernen Kessel, zurück!

Führt uns auf den Straßen von Paris wieder jene Buden auf, welche mit den Werkzeugen der Henker und mit frischem Menschenfleisch angefüllt waren! Auch Montfaucon mit seinen sechszehn steinernen Pfeilern, mit seinen rohen Assisen, mit seinen Knochengefüllten Kellern, mit seinen Balken, seinen Haken, seinen Ketten, mit seiner Erhöhung von Gips, mit Raben bemalt, mit seinen succursales Galgen, mit seinem Leichengeruch, der beim Nordwind über das ganze Faubourg du Temple hinweht, gebt uns zurück! Gebt uns jenes riesenmäßige Schirmdach des Henkers von Paris in seiner ganzen Größe und Consequenz zurück! Das waren doch noch Abschreckungen im Großen und imposante Todesstrafen, das war ein im Verhältniß stehendes Martersystem, das war abscheulich, aber auch abschreckend.

Oder macht es wie in England! In diesem Handelsstaate fängt man einen Schmuggler an der Küste von Douvre; man hängt ihn des Beispiels willen an den Galgen. Da aber der Einfluß des Wetters den Leichnam bald zerstören würde, so wickelt man ihn sorgfältig in ein mit Theer getränktes Tuch, um einer baldigen Erneuerung überhoben zu sein. O du Land der Oekonomie, wo man die Erhenkten, um sie als warnendes Beispiel länger zu conserviren, so sinnreich mit Theer beschmiert!

Darin findet man doch noch eine Logik, und die Abschreckungs-Theorie ist hier ganz menschlich verstanden.

Aber glaubt ihr, ein Beispiel zu statuiren, wenn ihr elendiglich einen armen Teufel in einer einsamen Ecke der äußern Boulevards erwürgt? Bei hellem Tage und auf dem Greve-Platz mag es noch gelten, aber an der Barriere St. Jacques, um acht Uhr des Morgens, wer geht da vorüber, und wer sieht euer Beispiel? Wer weiß, daß ihr da einen Menschen um's Leben bringt und ein Beispiel gebt? Für wen? — Wahrscheinlich für die Bäume auf den Boulevards.

Geschehen also eure öffentlichen Hinrichtungen auch wirklich öffentlich? Oder geschehen sie im Verborgenen? Schämt ihr euch eurer Werke nicht, oder fürchtet ihr euch? Seid ihr nicht im Innern erschüttert, in Verwirrung, unruhig, eures Rechtes ungewiß, in Zweifeln befangen, und schneidet ihr nicht aus bloßer Gewohnheit, ohne zu wissen, was ihr thut, den Leuten den Kopf herunter? Fühlt ihr nicht, daß ihr alles moralische Gefühl und das Bewußtsein jener blutigen Nothwendigkeit verloren habt, bei welchem eure Vorfahren als Richter sich beruhigen konnten? Sie konnten ruhig schlafen, während ihr euch unruhig auf dem Lager umherwerfen werdet; sie konnten ruhig Todesurtheile sprechen, weil sie von deren Güte und Nützlichkeit völlig überzeugt waren. Jouvenel des Ursins hielt sich für

einen Richter, ebenso Elie de Thorette, Laubardemont, Lareynie und Laffemas; ihr dagegen wisset nicht, ob ihr nicht Mörder seid, indem ihr den Greve-Platz gegen die Barriere St. Jacques, die Volksmasse gegen die Einsamkeit, den Tag gegen die Dämmerung austauscht. Ihr tretet nicht mehr kräftig auf, und darum verbergt ihr euch!

So hätten wir denn die Gründe gegen die Todesstrafe niedergerissen und alle Syllogismen der Gerichtsstube vernichtet, so hätten wir alle Späne und Splitter des Requisitoriums hinausgekehrt und verbrannt. Die gesunde Vernunft verwirft schlechte Gründe.

So mögen denn die Beamten nicht mehr kommen und uns Geschwornen, uns Menschen Köpfe abverlangen, indem sie uns mit schmeichlerischen Worten im Namen des Gesetzes beschwören, zum Wohl des Staates ein warnendes Beispiel der Rache zu geben. Das sind schwülstige Redensarten, nichtige Worte; mit einem Nadelstich kann man die Geschwulst dieser Hyperbeln heilen.

Auf dem Grund dieses süßlichen Geschwätzes liegt weiter nichts, als Härte des Herzens, Grausamkeit, Barbarei, falscher Diensteifer, Gewinnsucht, die kein Honorar verlieren will. Seid still, ihr Mandarinen!

Unter der Sammthülle des Richters verbirgt sich die Kralle des Henkers nur schlecht!

Wer kann mit kaltem Blut daran denken, wie viel Schuld auf einem königlichen Procurator lastet? Ein solcher Mann lebt davon, daß er Andere auf's Schaffot schickt, und er ist der Schutzpatron und Lieferant des Greve-Platzes. Ferner macht ein solcher Herr auf wissenschaftliche Bildung und auf einen schönen Styl Anspruch, redet gut oder glaubt es wenigstens, kann nöthigenfalls ein Paar lateinische Verse citiren, ehe er zum Tode verurtheilt, weiß Effekt zu machen, seine Eigenliebe hervorzuheben und ihr zu schmeicheln, ach! da, wo es andern an's Leben geht, hat seine eigenen Typen, seine Klassiker, seinen Bellart, seinen Marchangy, welche zu erreichen er verzweifelt. Bei den Debatten neigt er sich zur Guillotine, weil sein Stand und seine Rolle es verlangen. Sein Requisitorium ist sein literarisches Werk, das er mit Metaphern bekränzt und mit Citationen parfümirt; so muß es in der Audienz sich gut ausnehmen und den Damen gefallen. Er besitzt einen alten Plunder von Gemeinplätzen, die in der Provinz für ganz neue Waare genommen werden, wo man seine eleganten Wendungen und schriftstellerischen Raffinements bewundert. Er haßt die Eigennamen fast eben so sehr, als unsere tragischen Dichter aus der Epoche von Delille; er nennt die Dinge nie bei ihrem rechten Namen und hat

für jede Idee ein Mäntelchen, um ihre Blöße zu bedecken; Herr Samson wird durch ihn präsentable nnd das Fallmesser wickelt er in Gaze ein; das Brett der Guillotine überzieht er mit Farbe; er zwängt den rothen Korb in eine Periphrase, und man weiß nicht mehr, was es ist; aber es ist schicklich und decent.

Man stelle sich einen solchen Herrn des Nachts in seinem Kabinete vor, wie er mit bester Laune und mit bester Kraft eine Rede ausarbeitet, welche in sechs Wochen ein Schaffot hervorzaubern wird! Seht ihr ihn, wie er Blut und Wasser schwitzt, um den Kopf eines Unglücklichen in den Artikel des Gesetzbuches, der den Tod verlangt, einzuschachteln, wie er mit einer schlechten Säge am Hals des armen Teufels sägt, wie er aus der schmutzigen Brühe eines alten Textes ein Verdammungsurtheil extrahirt? Seht ihr nicht, wie unter seinem Tische im düstern Schatten der Henker zu seinen Füßen gekauert liegt, und wie er, der Herr über Leben und Tod, von Zeit zu Zeit inne hält, um zum Geduckten zu sagen, wie man zu seinem Hunde sagt: „Pst! Couche, du wirst schon deinen Knochen bekommen!“

In seinem Privatleben ist dieser procuratorische Mensch vielleicht ein ganz ehrenwerther Mann, ein guter Vater, Sohn, Gatte und Freund, wie es die Grabschriften auf Père la Chaise besagen.

Wir leben der Hoffnung, daß der Tag nahe ist, der diese unseligen Geschäfte abschaffen und daß die frische Luft der neuen Civilisation den alten Cadaver verzehren wird.

Manchmal wird man zu glauben versucht, daß die Vertheidiger der Todesstrafe über den Gegenstand nicht gehörig nachgedacht haben. Wie kann die Gesellschaft sich anmaßen, etwas zu nehmen, was sie nicht gegeben hat, ein Gut zu rauben, das sie nie mehr ersetzen kann?

Zwei Fälle lassen sich denken:

Entweder ist der Mensch, den ihr tödtet, ohne Familie, ohne Verwandte, ohne Angehörige. In diesem Falle ward seine Erziehung versäumt und für seinen Geist keine Sorge getragen, noch für sein Herz. Mit welchem Rechte nehmt ihr diesem unglücklichen Waisenkinde das Leben, — mit welchem Rechte bestraft ihr an ihm, daß seine Kindheit auf festem, unfruchtbaren Boden kriechen mußte, ohne Stütze und ohne Stab? Wie könnt ihr ihm zum Verbrechen anrechnen, daß ihr keine Freundeshand ihm zum Aufstehen geboten habt? Aus seinem Unglück macht ihr sein Verbrechen! Niemand hat ihn gelehrt, wie strafwürdig das Unrecht sei, das er begangen hat; er weiß es nicht; sein Schicksal ist sein Verbrechen, aber ihm nicht zuzurechnen. Ihr straft einen Unschuldigen.

Oder dieser Mensch hat eine Familie; — und glaubt ihr, daß in diesem Falle der harte Schlag ihn allein trifft? Daß Vater, Mutter und Kinder nicht auch dabei bluten werden? — Nein. — Mit ihm enthauptet ihr mit einem Schlage seine ganze Familie, und diese ist unschuldig dazu.

O du blindes und dummes Strafgesetz, das überall, wohin es sich auch wendet, die Unschuld zu Boden schlägt!

Dieser Schuldige, der eine Familie hat, ihr solltet ihn als Pfand behalten und wohl aufbewahren. In seinem Gefängnisse kann er für die Seinigen arbeiten; — aber wie kann er sie aus dem Grabe herauf ernähren? Könnt ihr ohne Schaudern an das Schicksal denken, das seinen Söhnen oder Töchtern, denen ihr den Vater oder das Brod raubt, bevorsteht? — oder rechnet ihr vielleicht schon im voraus darauf, daß diese verlassenen Menschen nach vielleicht fünfzehn Jahren eure Galeerenschiffe füllen könnten, wann ihr unglücklicher Weise neuer Sklaven bedürfen solltet? O die armen unschuldigen Wesen!

Wenn man in den Kolonien einen Sklaven zum Tode verurtheilt oder tödtet, so muß man dem Besitzer desselben tausend Franken Entschädigung bezahlen.

Wie also? ihr entschädigt den Besitzer und haltet die Familie nicht schadlos, welcher ihr doch auch einen Menschen stehlt, der ihr angehört? Ist das Recht eines Herrn seinem Sklaven gegenüber größer, als das Recht einer Mutter oder eines Kindes seinem Vater gegenüber? Wo bleibt eure Antwort!

Wir haben eure Gesetze bereits des Meuchelmordes überführt; und jetzt auch des Diebstahles.

Noch etwas! Denkt ihr auch an die Seele eines Menschen und wißt ihr, in welchem Zustande sie sich befindet? Wagt ihr, sie so leichthin in eine andere Welt zu senden? In ältern Zeiten herrschte noch Glauben unter dem Volke. Im letzten Augenblick konnte der Gotteshauch, der in dem Menschen wohnte, den Verstocktesten erweichen; ein armer Sünder war zugleich auch ein Büßender; die Religion eröffnete ihm eine Welt, während die Gesellschaft ihm die ihrige verschloß; jede Seele glaubte an Gott; das Schaffot war die Grenze des armen Erdenlebens nach dem Himmel zu. Aber welche Hoffnungen setzt ihr jetzt noch in's Schaffot, da die Masse allen Glauben verloren hat? jetzt, da alle Religionen vom Wurme angefressen sind, gleich jenen alten Schiffen, die in unsern Häfen vermodern, nachdem sie früher neue und reiche Welten entdeckt haben, — jetzt, da schon die kleinen Kinder sich über Gott lustig

machen? Mit welchem Rechte sendet ihr die Seelen der Verurtheilten an einen Ort, in den ihr selbst keinen Glauben setzt, Seelen, wie Voltaire und Herr Pigault-Lebrun sie geschaffen haben. Ihr überliefert diese Seelen dem Beichtvater, welcher vielleicht ein ganz braver Mensch ist; aber besitzt er Glauben und vermag er, Glauben zu wecken? Treibt er sein erhabenes Werk nicht gerade so wie eine Frohnarbeit? Und könnt Ihr ihn darum einen Priester nennen, diesen guten Mann, der im Karren des armen Sünders dicht neben dem Henker sitzt? Ein geist- und gemüthvoller Schriftsteller hat schon längst gesagt: Es ist abscheulich, daß man den Henker beibehält, nachdem der Pfaff den Abschied bekommen hat!

Diese Gründe sind alle aus dem Herzen geschöpft, wie manche Verächter derselben sagen werden, Leute, die ihre Logik nur im Kopfe tragen. Aber sind diese Gründe nicht die besten? Sind die Gründe des Gefühls nicht mindestens eben so gut, als die Gründe des Verstandes. Aus Montesquieu ist Beccaraia entsprungen.

Wir wollen den Verstand, aber auch zugleich das Gefühl und die Erfahrung gelten lassen. In den Musterstaaten, wo die Todesstrafe aufgehört hat, vermindern sich von Jahr zu Jahr die Kapitalsünden. Man erwäge das!

Eine vollständige und schnelle Abschaffung der Todesstrafen verlangen wir vorläufig nicht, und wir machen es nicht, wie die Deputirtenkammer; im Gegentheil rathen wir alle Vorsicht und die nöthige Vorbereitung an. Auch verlangen wir mehr, als diese Abschaffung allein; wir verlangen eine gänzliche Umgestaltung der Strafgesetze, von oben bis unten, vom Riegel bis zum Schlachtmesser. Bei einer andern Gelegenheit werden wir unser System hierüber auseinander setzen. Unabhängig von der Abschaffung dieser Strafe bei Falschmünzerei, bei Brandstiftung, bei qualifizirtem Diebstahl u. s. w. verlangen wir, daß von jetzt an, bei allen Kapitalverbrechen der Präsident der Geschwornen die Frage vorzulegen gehalten sei: „Hat Angeklagter aus Leidenschaft oder aus Ueberlegung gehandelt?“ — Würde der Geschworne antworten: „Beklagter hat aus Leidenschaft gehandelt,“ so dürfte keine Todesstrafe erfolgen. Auf solche Weise würde wenigstens manche empörende Hinrichtung erspart werden; Ulbach und Debaker wären gerettet worden. Ein Othello käme nicht auf die Guillotine.

Die Todesstrafe bekommt immer mehr Gegner und bald werden Alle denken, wie wir; seit einem Jahrhundert vermindert sich ihre Macht, und sie wird milder, sie gibt Zeichen von zunehmender Schwäche, von bevorstehendem Tode. Die Tortur, das Rad und der Galgen sind verschwunden, nur die Guillotine lebt noch.

Herr Guillotin war ein Menschenfreund.

Ja, die gezähnte und gefräßige Themis von Farinace und Vouglans, von Delancre und d'Isaac Loisel, von d'Oppède und Mahault stirbt ab, wird mager und elend.

Der Greve-Platz mag sie nicht mehr. Der alte Blutsaufer hat sich im Juli gut aufgeführt; er will hinfort das schlechte Leben aufgeben und seiner letzten schönen That würdig bleiben; er, der drei Jahrhunderte lang sich durch Schaffote prostituirt hat, fängt an sich zu schämen seines alten Handwerks; er will seinen garstigen Namen aufgeben, vertreibt den Henkersknecht und wäscht seine Pflastersteine.

Schon ist die Todesstrafe außerhalb Paris, das heißt aus der civilisirten Welt verwiesen.

Für uns sind alle Symptome. Man verabscheut die Gräuelmaschine oder vielmehr das Ungeheuer von Holz und Eisen, das für Guillotin ist, was Galatea für Pygmalion war. Selbst die oben beschriebenen Gräuel scheinen uns in gewisser Hinsicht von guter Vorbedeutung. Die Guillotine zaudert und ist ihres Schlages schon ungewiß; die alten Gerüste stürzen zusammen.

Die alte Maschine wird sich zur Abreise aus unserm Vaterlande bereit machen, und wir wollen mächtig auf sie zuschlagen, daß sie mit hinkendem Fuße uns verlassen soll.

Sie möge zu einem barbarischen Volke gehen, um sich ein gastliches Obdach zu erbetteln, nicht zu den Türken, nicht zu den Wilden, die sie wegweisen würden, wie es das Parlament von Otahaiti gethan hat, das die Todesstrafe abschaffte, sondern einige Stufen niedriger, nach Spanien oder nach Scythien.

Das sociale Gebäude der vergangenen Zeiten ruhte auf drei Säulen: auf der Hierarchie, auf dem Despotismus und auf den Henkern. Vor langer Zeit hat eine Stimme gerufen: „Die Götter gehen von dannen!“ — Und neulich eine andere: „Auch die Despoten gehen von dannen!“ — Jetzt muß noch eine dritte rufen: „Auch die Henker gehen von dannen!“

So wird dann die alte Gesellschaft Stein nach Stein abgefallen da liegen, und die Vorsehung wird den Einsturz des alten Bundes vollbracht haben.

Denen, welche den Fall der Götter bedauerten, hat man sagen können: „Gott bleibt!“ — Und wer den Fall des Despotismus bedauert, dem kann man sagen:

„Das Vaterland bleibt!“ — Wer aber den Henker bedauert, dem muß man die Antwort schuldig bleiben, man hat ihm nichts zu sagen! —

Fürchtet nicht, daß die gesellschaftliche Ordnung mit dem Henker aufhört! Die heilige Wölbung der Gesellschaft, die da kommen wird, stürzt nicht zusammen, weil ihr dieser häßliche Schlußstein fehlt. Die Civilisation ist ja nichts anders, als eine Reihenfolge von Umgestaltungen; und warum also sollte auch ein peinliches Gesetzbuch nicht umgeändert werden können? Das milde Gesetz des Erlösers wird den Codex durchdringen und durchleuchten. Man wird das Verbrechen wie eine Krankheit ansehen, und für diese Krankheit werden sich Aerzte finden, welche im Stande sind, eure Richter zu ersetzen; man wird Hospitäler erbauen zum Ersatz für eure Galeerenschiffe; Freiheit und Gesundheit werden sich ähnlich werden und zusammen gehören. Wo man jetzt Feuer und Eisen anwendet, da wird man lindernden Balsam und heilendes Oel gebrauchen. Uebel, welche man jetzt mit Zorn behandelt, wird man mit Barmherzigkeit behandeln. Das wird einfach und erhaben sein. Das Kreuz tritt an die Stelle des Galgens, mehr bedarf es nicht.

Wir lassen jetzt eine andere und dialogisirte Vorrede folgen, welche mit der vierten Ausgabe des letzten Tages eines Verurtheilten erschienen ist. Bei ihrer Lektüre muß man sich erinnern, unter welchen politischen, moralischen und literarischen Einwürfen aller Art die ersten Auflagen dieses Buchs veröffentlicht worden sind.

Ein Lustspiel

über ein

Trauerspiel.

Personen.

Frau von Blinval.
Der Chevalier.
Ergaste.
Ein elegischer Dichter.
Ein Philosoph.
Ein dicker Herr.
Ein magerer Herr.
Herrn und Damen.
Ein Diener.

Der Dichter (lesend).

Le lendemain, de pas traversaient la forêt;
Un chien le long du fleuve en aboyant errait,
Et quand la bachelette en larmes
Revint s'asseoir, le coeur rempli d'alarmes,
Sur la tant vieille tour de l'antique châtel,
Elle entendit les flots gémir, la triste Isaure;
Mais plus n'entendit la mandore
Du gentil ménestrel *)!

Alle Zuhörer.

Bravo! Herrlich! Ganz vortrefflich! (Man klatscht.)

Frau von Blinval.

Dieser Schluß ist so schwärmerisch, so zart und so geheimnißvoll gehalten, daß man zu Thränen gerührt wird.

Der Dichter.

Die Catastrophe ist verschleiert ....

Der Chevalier (den Kopf schüttelnd).

Mandoline, Troubadour, das gehört in die romantische Schule!

---

*) Am andern Tag' ertönten Schritt' im Wald.
Und als Gebell am Flusse drunten schallt:
Saß auch die Jungfrau klagend,
Im Herzen Schmerzen tragend
Auf ihres Schlosses offner Flur.
Sie hört nur noch die Fluthen rauschen,
Der Mandoline kann sie nicht mehr lauschen
Des süßen Troubadour.

Der Dichter.

Schon recht, mein Herr! Aber es ist wirklich romantisch, und vernünftig. Man muß doch endlich ein wenig nachgeben.

Der Chevalier.

Nachgeben? — Nachgeben? — Das ist das Unglück, und so wird der Geschmack immer mehr verdorben. Alle Eure romantischen Verse sind nicht so viel werth, als dieses einzige quatrain:

De par le Pinde et par Cythère,
Gentil-Bernard est averti
Que l'Art d'Aimer doit samedi
Venir souper chez l'Art de Plaire.

Hier in diesem Gedicht ist wahre Dichtkunst. Die Kunst zu lieben speist Samstag Abend bei der Kunst zu gefallen. Das läßt man sich gefallen: Wenn ich ein Dichter wäre, so würde ich flüchtige Verse schreiben; aber ich bin kein Dichter.

Der Dichter.

Aber die Elegie; sehen sie, mein Herr .... —

Der Chevalier.

Was Elegie? Flüchtige Verse lieber! (leise zu Frau von Blinval:) Châtel ist nicht französisch; man sagt Castel. Er versteht nicht einmal seine Sprache.

Ein Herr.

Erlauben Sie mir eine Bemerkung, mein Herr! Sie sagen, das alterthümliche Schloß, warum nicht das gothische?

Der Dichter.

Gothisch, sagt man nicht in Versen.

Der Herr.

Ach! — Das ist etwas anders: —

Der Dichter (indem er fortfährt).

Sehen Sie, meine Herren, man muß immer in gewissen Grenzen bleiben. Ich will die französische Sprache nicht umgestalten, und uns in die Zeiten von Ronsard und Brebeuf zurückführen. Ich bin allerdings ein Romantiker, aber ein gemäßigter. Auch ich liebe die melancholischen, zarten und träumerischen Empfindungen; aber ich liebe Blut und Schandthat nicht, und ich werfe gern einen Schleier über die Catastrophe. Zwar weiß ich recht gut, daß es Leute von überspannter Phantasie gibt, welche . . . — Meine Damen, haben Sie den neuen Roman gelesen? Den Roman, der jetzt so viel Aufsehen macht? —

Die Damen.

Was für einen Roman?

Der Dichter.

Der letzte Tag —

Der dicke Herr.

Ich weiß schon, von welchem Roman Sie reden wollen. Schon der Titel thut meinen Nerven weh.

Frau von Blinval.

So geht es auch mir. Es ist ein abscheuliches Buch. Ich habe es bei mir.

Die Damen.

Lassen Sie doch einmal sehen! Zeigen Sie!

(Das Buch geht von Hand zu Hand.)

Irgend Einer (lesend).

Der letzte Tag eines . . .

Der dicke Herr.

Dürfte ich bitten, Madam!

Frau von Blinval.

Wirklich, das Buch ist abscheulich, und man bekommt das Alpdrücken dabei.

Eine Dame (für sich).

Das Buch muß ich lesen.

Der dicke Herr.

Man muß gestehen, daß die Sitten sich immer mehr verschlechtern. Mein Gott, wie wird hier diese abscheuliche Idee entwickelt, auseinandergesetzt und durchgearbeitet, wie werden hier alle körperlichen und geistigen Leiden ausgemalt! Alle Leiden eines Menschen, welcher zum Tode verurtheilt ist, und nur noch einen Tag zu leben hat! Ist das nicht abscheulich? Und nun denken Sie sich, meine Damen, daß sich ein Autor dazu gefunden hat, und für den Autor auch ein Publikum?

Der Chevalier.

Das ist außerordentlich unverschämt.

Frau von Blinval.

Was ist dann der Verfasser für ein Mensch?

Der dicke Herr.

Bei der ersten Auflage hatte er noch gar keinen Namen.

Der Dichter.

Derselbe hat schon zwei Romane geschrieben, deren Titel ich vergessen habe. Der Erste fängt in der Morgue an und endigt auf dem Greveplatz. In jedem Kapitel kommt ein Währwolf vor, der ein Kind frißt.

Der dicke Herr.

Haben Sie das gelesen, mein Herr?

Der Dichter.

Ja wohl, die Scene liegt in Island.

Der dicke Herr.

In Island? — Das ist ja ganz furchtbar! — In Island, ha! ha! ha! —

Der Dichter.

Außerdem hat er auch Oden geschrieben, und Balladen, worin Ungeheuer mit blauen Körpern vorkommen.

Der Chevalier (lachend).

Potz Sapperment! Das muß einen wüthenden Vers geben.

Der Dichter.

Man besitzt auch schon ein Drama von ihm, in welchem der schöne Vers vorkommt:

Demain vingt-cinq juin mil six cent cinquante-sept.

Irgend Jemand.

Ach, dieser Vers!

Der Dichter.

Man könnte das auch mit Zahlen schreiben, sehen Sie, meine Damen: — Morgen, 25. Juni 1657.

(Er lacht, und Alle lachen mit.)

Der Chevalier.

Es ist doch etwas ganz eigenes, unsere heutige Poesie.

Der dicke Herr.

Ei was! Der Mensch weiß ja keinen Vers zu machen. Wie heißt er doch?

Der Dichter.

Sein Name ist eben so schwer zu behalten, als auszusprechen, und ist ein Gemisch von Gothisch, Visigothisch und Ostrogothisch. (Er lacht.)

Frau von Blinval.

Es ist ein garstiger Mensch.

Der dicke Herr.

Ein abscheulicher Mensch.

Eine Dame.

Jemand, der ihn kennt, hat mir neulich gesagt, daß . . . .

Der dicke Herr.

Sie kennen also Jemanden, der ihn kennt?

Die Dame.

Ja wohl, und er hat mir erzählt, er sei ein ganz gewöhnlicher Mensch, lebe ganz still und ordentlich in seiner Familie, und spiele oft Stunden lang mit seinen Kindern.

Der Dichter.

Und die Nächte bringe er zu, Werke der Finsterniß auszudenken, — versunken in Betrachtungen der Hölle.

Da habe ich ja in Versen gesprochen, und zwar ohne es zu wollen.

Der dicke Herr.

Sie erzählen, daß er Kinder hat. Das ist ja nicht möglich! Wenn man ein solches Werk geschrieben, wenn man so unverschämt gewesen ist, wo findet man —

Irgend Einer (unterbrechend).

In welcher Absicht mag er diese Romane geschrieben haben?

Der Dichter.

Weiß ich's?

Der Philosoph.

Es wäre nicht unwahrscheinlich, daß er zur Abschaffung der Todesstrafe habe beitragen wollen.

Der Chevalier.

Das wäre also eben so viel, als eine Herausforderung an den Henkersknecht? Ein schöner Cavalier! (Er lacht.)

Der Dichter.

Ja, er hat es gewaltig auf die Guillotine gepackt.

Ein magerer Herr.

Ich merke schon, es werden Redensarten in dem Buche stehen, schöne Worte.

Der dicke Herr.

Keineswegs! Es sind Empfindungen. Aber von der Todesstrafe, von dem eigentlichen Inhalte des Buches ist kaum die Rede.

Der Philosoph.

Das ist eben das Unglück. Der Gegenstand ist allerdings wichtig und hätte eine gründliche Erörterung verdient. Ein Roman oder ein Drama, die beweisen nichts. Ich habe das Buch gelesen, und muß gestehen, es ist ganz schlecht.

Der Dichter.

Ein elendes Buch! Ist das Kunst? Heißt das nicht die Grenze überschreiten, oder die Fenster einschlagen? Und man kennt diesen Menschen nicht einmal. Worin besteht sein Verbrechen und warum ist er verurtheilt? Ist er schuldig oder unschuldig? Wie kann man an einem Menschen Theil nehmen, den man nicht einmal dem Namen nach kennt?

Der dicke Herr.

Auch hat kein Autor das Recht, seinem Leser sogar körperliche Leiden zu verursachen. Wenn ich ein Trauerspiel sehe, in welchem es Todte gibt, so geht das noch an; — aber dieses Buch macht mir körperliche Leiden, stört die Verdauung und verursacht unruhigen Schlaf und böse Träume. Ich habe es gelesen und darauf zwei Tage im Bett zubringen müssen, auf Ehre!

Der Philosoph.

Nehmen Sie noch dazu, daß das Buch kalt und abgezirkelt ist, daß es, wie Sie eben ganz richtig bemerkt haben, nicht in's Gebiet der Aesthetik gehört, daß man sich für eine Abstraction, für eine reine Idee nur mit

der Intelligenz interessirt, daß der Styl weder einfach, noch klar ist, daß er veraltet aussieht. Haben Sie das nicht sagen wollen, mein Herr?

Der Dichter.

Allerdings. Aber wozu die Persönlichkeiten?

Der Philosoph.

Der Verurtheilte spricht mich nicht an.

Der Dichter.

Wie könnte er auch ansprechen oder rühren? Man sieht hier einen Verbrecher ohne Reue. Ich hätte einen Reuigen geschildert ohne Verbrechen, hätte meinen Verurtheilten aus guter Familie abstammen lassen, hätte ihm eine gute Erziehung gegeben, ein heftiges Temperament, und hätte ihn ein Verbrechen begehen lassen, das kein Verbrechen ist. Dann hätte er mir Gewissensbisse haben müssen, viel Gewissensbisse, rührende Gewissensbisse. Aber das Gesetz waltet mit eiserner Strenge und er hätte sterben müssen. Nun wäre die Abhandlung von der Todesstrafe gekommen, eine Abhandlung für Geist und Gemüth.

Frau von Blinvale.

Ah, ah!

Der Philosoph.

Erlauben Sie mir eine Einwendung! Dieses Buch würde nichts beweisen, denn ein Einzelfall ist kein allgemeiner Fall.

Der Dichter.

So hätte er noch passender zu seinem Helden den tugendhaften Malesherbes und seine letzten Stunden wählen können. Das hätte ein edles und rührendes Schauspiel gegeben. Und man hätte geweint, und wäre mit dem edlen Mann gern auf's Schaffot gestiegen.

Der Philosoph.

Das hätte ich nun nicht gethan.

Der Chevalier.

Ich auch nicht. Ihr Herr von Malesherbes war doch im Grund ein Revolutionär.

Der Philosoph.

Aber auch Malesherbes auf dem Schaffot beweis't nichts gegen das Schaffot im Allgemeinen, durchaus nichts.

Der dicke Herr.

Ich meine, es wäre besser, wir kümmerten uns gar nicht um die Todesstrafe. Was liegt uns daran? Es gibt angenehmere Gegenstände zur Unterhaltung. Jedenfalls besitzt der Autor wenig Lebensart, sonst würde er uns keinen Menschen vorgeführt haben, bei dem man das Alpdrücken bekommt und der sich gemein aufführt.

Frau von Blinvale.

Ganz gewiß, er hat ein schlechtes Herz.

Der dicke Herr.

Man wird da in's Bicêtre, in die Conciergerie, auf die Galeere geführt, und was kann uns daran liegen?

Leute von guter Gesellschaft bekümmern sich um diese Orte nicht.

Frau von Blinvale.

Die Gesetzgeber sind doch auch keine Kinder gewesen, und müssen wissen, was zu thun ist.

Der Philosoph.

Verzeihen Sie, jedes Ding hat seine zwei Seiten; auch Gesetzgeber können irren, und eine gründliche Beleuchtung fördert die Wahrheit. Wir Philosophen —

Der magere Herr.

Was kann ein Poet, wie der Verfasser des genannten Buches, über dergleichen Dinge zu sagen haben? Da müßte er doch wenigstens königlicher Procurator sein, oder sonst ein Amt im Staate bekleiden. Ich habe in einer Citation über dieses Buch irgendwo gelesen, daß der Verurtheilte nichts sagt, als man ihm das Todesurtheil vorlies't, wie unwahr! Ich habe einen andern gesehen, der in diesem Augenblick einen heftigen Schrei ausstieß. Sehen Sie, meine Herren, die Guillotine und der Greveplatz gehören nicht in das Kapitel des guten Geschmackes, und man darf behaupten, daß besagter Roman den Geschmack verdirbt, und jede reine, naive und gesunde Empfindung unterdrückt. Glücklicherweise ist hier unser Herr Ergast, dieses gelehrte und ehrenwerthe Mitglied der französischen Akademie, dieser Mann von tiefen Kenntnissen. — Wir wollen seine Meinung hören, und er wird uns hoffentlich vereinigen. —

Herr Ergast (sehr feierlich).

Wahrhaftig, mein Herr, ich habe es weder gelesen, noch werde ich es lesen. Wer kann Alles lesen? Ich habe gestern bei der Frau von Sénange zu Mittag gespeist, und dort hat die Marquisin von Morival mit dem Herzog von Melcourt darüber gesprochen. Es sollen darin Persönlichkeiten gegen die Magistratur und namentlich gegen den Präsidenten d'Alimont enthalten sein. Auch der Abbé von Floricour war sehr erbittert. Es scheint, daß der Autor gegen die Monarchie des Thrones und der Kirche geschrieben hat. Wenn ich Procurator des Königs wäre!...

Der Chevalier.

Ja wohl, Procurator des Königs, und Charte und Preßfreiheit! Ein Dichter, der gern die Todesstrafe abschaffen mögte — wie absurd! Wenn einer vor fünfzig Jahren gegen die Tortur hätte schreiben wollen, so wäre es ihm übel ergangen; aber heutigen Tages ist Alles erlaubt, und wir werden es noch erleben, wie die Preßfreiheit großes Unheil anstiftet. Es ist Preßfrechheit!

Der magere Herr.

Und was kann dieses Buch den Geschwornen nützen? Werden sie besser urtheilen und unpartheiischer, wann sie es gelesen haben?

Herr Ergast.

Es beunruhigt nur ihr Gewissen, quält sie, ohne sie zu belehren.

Der Dichter.

Es ist gewiß, daß die Bücher nur zu oft ein verzehrendes Gift der geselligen Ordnung sind.

Der magere Herr.

Nicht weniger bringen diese Herren auch in unsere Sprache den Umwälzungsstoff.

Der Dichter.

Vergessen Sie den Unterschied zwischen romantisch und romantisch nicht.

Der magere Herr.

Zwischen schlechtem Geschmack und schlechtem Geschmack.

Herr Ergast.

Sie haben ganz recht, wenn Sie hier von schlechtem Geschmack reden.

Frau von Blinvale (zum Chevalier).

Werfen Sie das Buch nicht in's Feuer; ich habe es aus der Lesebibliothek.

Der Chevalier.

Wie sehr hat sich Alles verschlechtert seit jener Zeit, die ich unsere Zeit nenne; erinnern Sie sich derselben noch, Frau von Blinvale? Ach! das war eine schönere, eine bessere Zeit. — T'en souviens-tu. (Er lächelt.)

Frau von Blinvale (mit Unwillen).

Ich erinnere mich nicht.

Der Chevalier.

Wir waren ein sanftes, gutmüthiges, lebenslustiges

und geistreiches Völkchen; wir gaben schöne Feste und machten artige Verse. Das war allerliebst. Hat unsere Literatur etwas Schöneres aufzuweisen, als das Madrigal des Herrn La Harpe auf den großen Ball, welchen die Marschallin von Mailly im Jahre 1700 gegeben hat?

Der dicke Herr (seufzend).

Ja, das waren schöne Zeiten! Jetzt haben sich die Sitten verschlimmert und die Bücher mit ihnen. Und wahr hat Boileau gesagt:

Mit dem Verfall der Sitten verfallen auch die Künste.

Der Philosoph (leise zum Dichter).

Wird in diesem Hause auch zu Abend gespeis't?

Der Dichter.

Ich denke man speis't bald.

Der dicke Herr.

Wir wollen jetzt von andern Dingen reden. (Er wendet sich zum magern Herrn.) Sagen Sie mir, was sollen wir mit dem Manne anfangen, dessen Appellation gegen den richterlichen Spruch wir vor drei Wochen verworfen haben?

Der magere Herr.

Reden Sie nicht von Geschäften. Ich will hier ausruhen. Wir können das später beendigen.

Ein Diener.

Das Essen ist aufgetragen.

(Freudige Bewegung.)

Der letzte Tag

eines

Verurtheilten.

I. Aus dem Bicêtre.

1.

— — Zum Tode verurtheilt! —

Fünf Wochen sind es nun, seit dieser Gedanke bei mir wohnt und immer allein bei mir ist. Von seiner Last bin ich niedergedrückt und es faßt mich seine eisige Hand und rüttelt mich auf, wenn ich entschlummern will. —

Sonst, — denn es scheinen mir Jahre, nicht Wochen verflossen, seit dem ich gefangen bin, — sonst war ich ein Mensch, wie andere Menschen. Jeder Tag, jede Stunde, jede Minute, brachte ihren Gedanken; in meinem jungen Geiste lag eine reiche Welt von Phantasie; es war mir eine Lust, diese Gestalten zu beschauen, eine nach der andern, ohne Ordnung und ohne Ende, und in den rohen und schlechten Stoff des Lebens schöne Blumen hinein zu weben. Da sah ich schöne Frauen, glänzende Ehrenstellen, gewonnene Schlachten, ein Schauspiel voll Licht und voll Bewegung, — und dann wieder junge Mädchen und den dichten Schatten breitlaubiger Kastanienbäume. Meine Einbildungskraft hatte nur Festtage; ich konnte denken was ich wollte. — Ich war frei.

Jetzt bin ich gefangen; mein Körper liegt in Ketten und in einem Kerker; mein Geist ist von einem einzigen Gedanken ummauert, von einem blutigen, schrecklichen Gedanken. Ja, ich habe nur einen Gedanken nur eine Ueberzeugung, nur eine Wahrheit — ich bin zum Tode verurtheilt!

Was ich auch anfangen mag, diesen Gedanken kann ich nicht los werden; wie ein bleiernes Gespenst ist er mir immer zur Seite, er allein, und jede Zerstreuung verjagend, Angesicht zu Angesicht mit mir, mich aufrüttelnd mit seinen kalten Händen, wann ich die Augen schließen will. Er erscheint mir in jedem Gegenstand, wodurch ich ihm entfliehen möchte; er drängt sich zu allen Reden, die ich vernehme, wie ein schreckliches Schlußwort, klammert sich mit mir an das düstre Gitter meines Kerkers, belagert mich im Wachen und quält mich im Traum in Gestalt eines Beiles.

Eben hat mich dieser Peiniger wieder aufgeschreckt und ich habe zu mir gesagt: Ach! — es ist nur ein Traum. Doch ehe mein schlaftrunkenes Auge sich halb öffnen konnte, um den Gedanken anzuschauen, in der furchtbaren Wirklichkeit die mich umgiebt, auf den feuchten, tropfenden Wänden meiner Zelle, in dem düstern Schein meiner Nachtlampe, auf dem groben Gewebe meines Gewandes und in den finstern Zügen des Soldaten, dessen Waffen durch die Gitter meines Gefängnisses blinken, — da ist mir's, als flüsterte mir eine Stimme in's Ohr: zum Tode verurtheilt!

2.

— Es war ein Sommermorgen im August. —

Seit drei Tagen war mein Prozeß angefangen; seit drei Tagen zogen mein Name und mein Verbrechen eine Menge von Zuschauern herbei, welche sich über die Bänke des Gerichtsaales warfen, wie die Raben über ein Aas; seit drei Tagen ging diese Phantasmagorie von Richtern, von Zeugen, von Advocaten, von königlichen Prokuratoren an mir vorüber, bald grotesk, bald blutig, aber immer finster und Unheil drohend. Die beiden ersten Nächte ließen Furcht und Unruhe mich nicht einschlafen; in der dritten aber entschlummerte ich endlich vor Ermüdung. Um Mitternacht waren die Geschwornen noch immer zur Berathung versammelt, und mich hatte man auf mein Strohlager zum Kerker zurückgebracht. Da war ich in einen tiefen Schlaf versunken und hatte Alles, Alles vergessen, und das war die erste Stunde der Ruhe seit vielen Tagen.

Noch lag ich in der Tiefe dieses tiefen Schlafes begraben, als man kam, um mich aufzuwecken. Ich mußte sehr fest geschlafen haben; denn die schweren Tritte des Schließers, und das Rasseln seiner Schlüssel, und das Knarren der Riegel hatten mich nicht erweckt; er mußte mir laut zurufen, mußte mich fest am Arme

fassen und aufrütteln. Ich schlug die Augen auf und richtete mich empor. In diesem Augenblick sah ich durch das schmale Fenster meiner Zelle an der Decke des nächsten Ganges, — das war mein einziger Horizont, — einen gelblichen Lichtschein, an welchem Augen, seit lange nur an die Finsterniß gewöhnt, zu erkennen vermögen, daß es draußen Tag geworden ist. Ach! ich liebe die Sonne.

„Wir werden einen schönen Tag bekommen," sprach ich zum Schließer. Er zögerte einen Augenblick, mir zu antworten, gleichsam überlegend, ob es auch der Mühe lohne, hier noch ein Wort zu verschwenden, und murmelte dann: „Es ist möglich."

Ich stand unbeweglich und meine Gedanken lagen noch halb im Schlaf; ich lächelte und heftete die Blicke auf den matten Lichtglanz an der Decke und sagte: „Ein gar herrlicher Tag!" — Er antwortete: „ja, und man wartet auf Sie."

Diese wenigen Worte warfen mich gewaltsam in die Wirklichkeit zurück, dem Käfer gleich, den man an einem Faden niederreißt. Da sah ich plötzlich, — so aufgeregt war meine Phantasie, — wie von einem Blitzstrahl erleuchtet, den düstern Gerichtssaal, die versammelten Richter, die drei Reihen von Zeugen mit ihren starren, regungslosen Gesichtern, die zwei Gensdarmen an den beiden Enden meiner Bank, die schwarzen Gewänder, die sich bewegten und die Häupter der Menge

im dunkeln Hintergrunde, die sich jetzt näher zusammendrängten. Es richteten sich alle Blicke auf mich und auf die zwölf Geschwornen, welche gewacht hatten, während ich schlief. — Das Traumgesicht zerrann und ich erhob mich. — Ich zitterte an allen Gliedern und ein kalter Schauer überlief mich; kaum vermochten mich meine Füße noch zu tragen; ich schwankte, wie ein überladener Lastträger. Ich folgte meinem Kerkermeister nach.

An der Thüre meiner Zelle hatten mich zwei Gensdarmen erwartet, und mir Handfesseln angelegt, welche sorgfältig verschlossen wurden. Ich sah' das Alles geduldig, ich sah's beinah fühllos an; man legte eine Maschine an eine Maschine.

Wir gingen über einen innern Hof. Die frische Morgenluft gab mir wieder einiges Leben und ich richtete meinen Kopf auf. Wie heiter war der Himmel! Die warmen Sonnenstrahlen, welche sich am hohen Kamin brachen, zeichneten einen langen Lichtstreif an der Höhe der Mauer des Gefängnisses. Der Tag war wirklich schön.

Wir stiegen eine Wendeltreppe hinauf, und gingen über einen Vorplatz, dann über einen zweiten und über einen dritten, worauf sich eine niedrige Thüre öffnete. Jetzt schlug mir eine heiße Luft und ein Geräusch von Stimmen entgegen, mir ankündigend, daß ich vor dem Gerichtssaale stehe. Ich trat ein.

Bei meiner Annäherung erhob sich Waffengeklirr und Stimmen-Gemurmel. Während ich durch die Massen hinschritt, kam es mir vor, als sei ich der Mittelpunkt, in welchen alle Fäden zusammenliefen, welche diese gaffenden Gesichter in Bewegung setzten.

In diesem Augenblick bemerkte ich erst, daß ich keine Fesseln mehr trug; aber ich kann mich durchaus nicht mehr erinnern, wann und wo sie mir wieder abgenommen worden sind.

Tiefe Stille herrschte rings. An der mir angewiesenen Stelle war ich angelangt. Als es unter der Menge wieder ruhig ward, ward es auch ruhig in meinen Gedanken, und ich wurde über Alles klar, was mich so eben nur umdämmert hatte; es wurde mir klar, daß ich jetzt meinen Urtheils-Spruch vernehmen sollte.

Mag es erklären wer da will, aber sobald dieser Gedanke mir gekommen war, hatte er aufgehört, mir furchtbar zu sein. Die Fenster standen geöffnet und aus den Straßen herauf stieg das Geräusch der Stadt; der Saal war so hell wie für eine Hochzeit, und die Fensterscheiben warfen ihren glänzenden Umriß auf den Boden des Saales, bald lagen sie verkürzt auf den Tischen, bald verlängert auf der nakten Wand. In diesem Lichtmeer zitterten eine Menge leichter Atome von Staub.

Die Richter am Ende des Saales sahen gar vergnügt aus, wahrscheinlich vor Freude, daß sie nun bald

mit ihrer Arbeit fertig sein würden; das Angesicht des Präsidenten, auf welches gerade eine Fensterscheibe ein mildes Licht ergoß, trug einen Ausdruck von Güte und Sanftmuth. Ein junger Assessor plauderte vertraulich mit einer artigen Dame in einem Rosa-Hute, welche aus Vergünstigung dicht hinter ihm einen Sitz erhalten hatte.

Nur die Geschwornen sahen blaß und abgemattet aus, wahrscheinlich, weil sie die Nacht hatten durchwachen müssen. Einige von ihnen gähnten. Man hätte es keinem ansehen können, daß es Leute waren, welche so eben über Leben und Tod gerichtet hatten, und ich glaubte in ihren Gesichtszügen ein starkes Verlangen nach Schlaf zu lesen.

Gerade mir gegenüber war ein Fenster weit geöffnet. Ich hörte die Blumenhändlerinnen auf dem Quai lachen, und auf der Fenster-Brüstung spielte eine gelbe Blume, von Sonnenlicht glänzend übergossen, mit dem Winde. Wie hätte unter so freundlichen Bildern ein düsterer Gedanke aufkeimen können? Wie hätte ich hier, wo Luft und Sonnenlicht mich umwogten, an etwas Anderes denken können, als an die Freiheit? Um mich her glänzte der freundliche Tag, warum nicht auch die Hoffnung in meiner Seele? Wie man die Befreiung und das Leben erwartet, so erwartete ich meinen Urtheilsspruch.

Unterdessen kam mein Advocat herbei. Er hatte

auf sich warten lassen und hatte mit gutem Appetit ein gutes Frühstück genossen. Als er jetzt an seinen Platz kam, beugte er sich lächelnd zu mir, und sagte: „Ich habe Hoffnung.“ — „So!“ — erwiederte ich, und lächelte auch. — „Ja,“ sagte er wieder, „Ihre Entscheidung ist mir noch nicht bekannt; doch glaube ich, daß man Sie von vorsätzlicher That freisprechen und dann nur zu lebenslänglicher Zwangs-Arbeit verurtheilen wird.“ — „Was sagen Sie da,“ entgegnete ich unwillig, „ich will lieber einen hundertfachen Tod erleiden.“

Ja, den Tod! — Aber hatte ich wohl den Tod zu fürchten? Ich glaubte das kaum und darum sprech' ich so ruhig von ihm. Wie doch eine andere Minute dem Menschen ganz andere Gedanken giebt! — Und jetzt dachte ich: Man hat nie anders Todes-Urtheile gesprochen als um Mitternacht, beim Schein der Fakeln, in einem düstern und schwarzbehangenen Saale und in einer kalten, regnerischen Winternacht. Aber an einem heiteren Sommermorgen und von solchen Geschwornen, — das ist unmöglich. Darauf wendeten sich meine Augen wieder nach jener freundlichen Blume im Sonnenscheine.

Plötzlich bat mich der Präsident, welcher nur auf meinen Advokaten gewartet hatte, aufzustehen. Die Soldaten zogen das Gewehr an und die ganze Versammlung erhob sich in demselben Augenblick. Ein nichtssagendes Gesicht an einem Tische der Tribüne — es war der Gerichtsschreiber — nahm jetzt das Wort und las

das Todesurtheil, welches die Geschwornen während meiner Abwesenheit gefällt hatten. Da lief mir ein kalter Schweiß durch alle Glieder und ich stützte mich an die Wand um nicht zu fallen.

Der Präsident fragte: „Vertheidiger des Angeklagten, haben Sie etwas gegen die Rechtmäßigkeit des Todesurtheils einzuwenden?“

Ich hätte wohl noch Manches zu sagen gehabt, aber die Zunge klebte mir am Gaumen und ich konnte keine Sylbe hervorbringen.

Mein Vertheidiger erhob sich.

Ich begreife wohl, daß er den Ausspruch der Richter zu entkräften bemüht war und daß er sich bestrebte, mir jene Strafe auszuwirken, welche ich kurz vorher mit Verachtung weggewiesen hatte.

Mein innerer Unwille mußte sehr groß sein, um sich durch die zahllosen Gefühle, die mich jetzt bewegten, einen Weg zu bahnen; noch einmal wollte ich diesem Menschen sagen, daß ich lieber hundertmal sterben, als eine lebenslängliche Sklaverei erdulden wollte; ich faßte ihn krampfhaft am Ärmel und hatte gerade noch Kraft genug, um zu rufen: „Nein.“ Der General-Prokurator widerlegte meinen Anwalt und ich hörte das Alles in dumpfer Bewußtlosigkeit an. Noch einmal entfernten sich die Richter, erschienen bald darauf wieder und der Präsident las mein Urtheil.

„Zum Tode verurtheilt!“ — lief es durch die Menge. Man führte mich weg und hinter mir her drängte sich die Menschenmasse mit einem Geräusche, als sei ein Gebäude eingestürzt. Ich selbst war wie versteinert. Bis zu meinem Todes-Urtheil hatte ich noch gefühlt, daß ich ein Mensch war, daß ich athmete und lebte, wie andere Menschen. Jetzt aber waren alle Fäden zwischen mir und der Welt abgeschnitten, jetzt war es aus, für immer aus mit mir; jetzt erschienen mir alle Dinge ganz anders; jetzt erblaßte Alles und über diesen glänzenden Fenstern, über dieser freundlichen Sonne, über dieser schönen Blume — über Allem lag ein Leichentuch, und die Männer, die Frauen und Kinder, die mir folgten, grinzten mich an, wie Gespenster.

Am Fuß der Treppe erwartete mich ein schwarzer und schmutziger Gitterwagen. Ehe ich hinein stieg, blickte ich noch einmal über den freien Platz hin. „Ein zum Tode Verurtheilter!“ — schrieen die Vorübergehenden und drängten sich nach meinem Wagen. Durch den Nebel, der über meinen Augen lag, glaubte ich zwei Mädchen zu erkennen, von denen die Jüngere in die Hände klatschte und ausrief: „Schön, in sechs Wochen also!“

3.

Zum Tode verurtheilt. — Nun und warum nicht? Habe ich doch einmal irgendwo gelesen: Alle Menschen sind zum Tode verdammt, nur mit unbestimmter Frist. — Was haben sie denn nun zum voraus, und was hat sich denn eigentlich mit mir geändert? Wie Viele, die sich mit einem langen Leben schmeicheln, sind nicht gestorben in der elenden Spanne Zeit, seit ich mein Todesurtheil erfahren habe? Wie Viele sind in ihrer Jugend und mitten in ihrem Glücke gestorben, die sich schmeichelten, meinen Kopf auf dem Greve-Platz fallen zu sehen? Wie Viele wandeln jetzt noch umher und freuen sich ihres Daseins, die mir doch voranschreiten werden auf dem dunkeln Todes-Pfade? Und was hat auch das Leben für mich noch, was ich so sehr betrauern könnte? Vielleicht den Jammer elender Tage in einem Gefängniß und die magere Kost des Gefangenen und all' die tausend Entbehrungen für mich, der ich an ein besseres Loos gewöhnt bin, — und daß ich von unbarmherzigen Schliessern werde mißhandelt werden, daß ich kein menschliches Angesicht mehr sehen soll, und daß ich ausgestoßen bin aus der Gemeinschaft aller Herzen, und daß ich ewig zittern soll und jede Sekunde zählen, bis die letzte kommt? Was kann mir der Henker noch nehmen? Es ist schrecklich.

4.

Der schwarze Wagen führte mich darauf nach Bicêtre.

Aus der Ferne angesehen hat dieses Gebäude etwas Majestätisches. Es erhebt sich auf einem Hügel und erinnert an den Glanz eines alten Königshauses. Je näher man ihm kommt, desto mehr wird altes Mauerwerk sichtbar, und die herabgestürzten Zinnen enttäuschen den Beschauer. Wie ist Alles so schmutzig, und man sollte meinen, diese Mauern hätten den Aussatz. Das Glas in den Fenstern ist zerbrochen und eiserne Stäbe sieht man sich durchkreuzen, zwischen denen das entstellte Gesicht eines Narren oder eines elenden Galeerensklaven durchblickt. So sieht Bicêtre in der Nähe aus.

5.

Kaum war ich angekommen, so bemächtigten sich eiserne Hände meiner. Man umgab mich mit Verwahrungsmitteln aller Art; kein Messer und keine Gabel für meine Mahlzeit reichte man mir; die Zwangsweste fesselte meine Arme; man schien besorgt für mein Leben, wie für ein kostbares Gut. Ich hatte mich an den Cassationsgerichtshof gewendet. Diese lästige Geschichte konnte noch fünf oder sechs Wochen dauern, und man mußte mich doch am Ende gesund und wohlbehalten auf den

Greveplatz liefern, wenn man der Gerechtigkeit Genüge thun wollte.

Den ersten Tag behandelte man mich mit einer Milde, vor der ich schauderte. Die Aufmerksamket meines Gefängnißwärters schmeckte nach dem Schaffot. Indessen siegte die gute Natur und nach einigen Tagen fand sich mein Appetit wieder ein; auch hörte die milde Behandlung auf und man ging unbarmherzig mit mir um, als sei ich nur ein kleiner Verbrecher. Das war mir lieb, denn nun war ich auch jener Höflichkeit los, welche mir mit dem Henkerbeile in der Hand Reverenzen machte. Meine Jugend, die freundliche Theilnahme des Seelsorgers von Bicêtre und einige Worte Latein, die ich zufällig fallen ließ, erwirkten mir die Erlaubniß, einmal in der Woche umher zu gehen und Luft zu schöpfen, ja, ich erhielt sogar auf mein inständiges Bitten Schreibzeug und eine Nachtlampe.

Alle Sonntage nach der Messe darf ich in den Erholungsstunden frei umhergehn, und ich unterhalte mich dann mit den übrigen Gefangenen. Das sind gute Leute, diese elenden Menschen. Sie erzählen mir ihre schlechten Streiche und rühmen sich dazu noch ihrer Schlechtigkeit und prahlen mit Verbrechen, die sie vielleicht nicht begangen haben; auch lehren sie mich die Gaunersprache reden. Das ist eine widerliche Sprache, die auf die andere Sprache gepfropft ist wie ein häßlicher Auswuchs; aber manchmal [illegible]e [illegible]l [illegible]ergie [illegible]d etwas sehr Ma-

lerisches. Wenn man sie hört, so kommt es einem vor, als höre man ein Bündel staubiger Lumpen vor sich ausschütteln, oder als sehe man Spinnen und allerlei häßliches Gewürm umherkriechen, oder als stehe man auf der Guillotine, die nackten Füße mit Blut bespritzt, oder als höre man das Hohngelächter der Hölle.

Aber diese Menschen sind doch die einzigen, die mich noch beklagen; mit den Schließern und Gefängnißwärtern mag ich nichts zu schaffen haben, und auch sie machen sich nichts aus mir, und reden von mir in meiner Gegenwart nicht wie von einem Menschen, sondern wie von einer Sache, von einem leblosen Gegenstande. —

6.

Ich habe zu mir gesagt: weil mir die Mittel zum Schreiben gegeben worden sind, warum soll ich nicht Gebrauch davon machen? Aber was soll ich schreiben, der ich keinen Himmel für meine Augen, keine Freiheit für meinen Geist und keinen Frühling mehr für mein Herz habe? Was soll ich schreiben in der Einsamkeit dieses Kerkers und zwischen diesen kalten traurigen Wänden? Was soll ich schreiben, da meine einzige Beschäftigung darin besteht, den ganzen Tag nach jenem Fleck hinzuschauen, welchen der Wiederschein der Oeffnung von meiner Kerkerthür an die Wand malt? Soll ich von Verbrechen reden und die Nachtheile der menschlichen Dinge hervorkehren? Und was könnte ich auch

zu sagen haben, da mein Tagewerk für diese Welt vollbracht ist? Und was könnte ich in diesem welken Gehirn noch auffinden, was der Mühe lohnte, es niederzuschreiben?

Aber warum nicht? — Wann auch alle Handlung um mich her aufgehört und wann auch der Herbst die welken Blätter des Lebens zur Erde geworfen hat, ist in meinem Innern nicht ein gewaltiger Kampf und spielt sich nicht ein blutiges Trauerspiel in mir ab? Stellt sich die fixe Idee, die sich meiner bemächtigt, nicht jeden Augenblick unter anderer Gestalt mir dar, stets häßlicher, stets furchtbarer, je näher die letzte Stunde rückt? Warum sollte ich nicht wenigstens mir selbst über das Eigenthümliche meiner Lage Bericht abstatten? Wohl habe ich nur noch kurze Stunden zu leben, aber an Schrecken, an Verzweiflung, an Todeskampf werden sie lang genug sein, um diese Feder noch abzunützen. Vielleicht wird auch diese Art von Beschäftigung meiner Einsamkeit einen Theil ihrer Schrecknisse nehmen.

Für Andere ist vielleicht dasjenige, was ich werde niederschreiben, nicht ganz ohne Nutzen. Und die Geschichte meiner Leiden von Stunde zu Stunde, von Minute zu Minute, von Schmerz zur Verzweiflung kann ihnen lehrreich werden. Die Richter können von dem Gerichteten lernen, wenn er ihnen den Vorhang seiner Gedanken lüftet und sie in diese stürmende, kämpfende

und verzweifelnde Welt schauen läßt. Vielleicht macht meine Geschichte, daß sie nachsinnen und sich ein andermal länger bedenken, wenn sie wieder den Kopf eines denkenden Wesens, eines von Gott geschaffenen Menschen in die Wage der Gerechtigkeit werfen sollen, daß sie prüfen und wieder prüfen und meiner Schmerzen gedenken. Sie werden dann nicht vergessen, daß der Mensch mit tausend Fäden am Leben hängt und daß sich keine Seele mit dem Tode abfinden kann. Jetzt sehen sie in Allem weiter nichts, als ein scharfes Beil, das niederfällt und einen Kopf vom Rumpfe trennt.

Diese Blätter werden sie enttäuschen; sie werden ihren Geist mit den Qualen eines Verurtheilten, an die sie nicht gedacht haben, bekannt machen. Sie thun sich etwas zu gut darauf, daß sie tödten können, ohne großen Schmerz für den Körper. Aber was ist der körperliche Schmerz gegen den geistigen? Bemitleidenswerthe Gesetzgebung, die gegen so etwas blind ist! Bessere Zeiten werden kommen und diese Blätter werden dazu ihr Schärflein beigetragen haben.

Vielleicht auch werden nach meinem Tod diese Blätter zerrissen im Wind umherfliegen und in den Schmutz getreten, oder sie werden verfaulen im Regen, der an die Gitterfenster schlägt.

7.

Was ich hier schreibe, soll einst Andern nützlich werden, und soll den Richter bestimmen, kein Todesurtheil mehr zu sprechen; es soll andere Menschen des Seelenkampfes überheben, den ich zu leiden habe. Aber wozu das? Wenn mein Haupt gefallen ist, was liegt daran, ob noch Andere nach mir unterm Henkerbeile bluten? Konnte ich mich wirklich mit solchen Gedanken beschäftigen? Was habe ich davon, wenn man das Schaffot niederreißt, nachdem man mich getödtet hat?

Ist es möglich, die Sonne, der Frühling, die blumenreichen Auen, die purpurne Röthe des Morgens, die Wälder, die Bäume, die Natur und die Freiheit — das Alles soll für mich bald nicht mehr sein?

Ach, mich selbst sollte ich retten und an die Anderen sollte ich nicht denken! Aber ich kann es nicht, — ich weiß, daß ich sterben muß, morgen, vielleicht noch heute. Ach, das ist schrecklich! Mein Gott, das ist ein furchtbarer Gedanke, und an den Mauern des Gefängnisses möchte man sich den Kopf zerschmettern!

8.

Was bleibt mir nun noch übrig?

Drei Tage Frist nach gesprochenem Urtheil zum Einkommen um Cassation.

Acht Tage der Vergessenheit im Parquet des Assisenhofes, worauf die Akten an den Minister versendet werden.

Vierzehn Tage, während welcher die Akten im Büreau des Ministers liegen, der nicht einmal weiß, daß sie da sind, jedoch sie, wie man sagt, nach genauer Durchsicht, dem Cassationshof übergibt.

Hier werden sie geordnet, numerirt und in die Register eingetragen. Die Guillotine hat noch mehr zu thun, und es muß der Reihe nach gehen.

Vierzehn andere Tage, um die Gerechtigkeit des Urtheils zu prüfen.

Endlich, an einem Donnerstag, versammelt sich der Hof, verwirft zwanzig Gesuche auf einmal und schickt Alles an den Minister zurück, dieser an den General-Procurator, dieser an den Henkersknecht — wieder drei Tage.

Am Morgen des vierten Tages sagt der Substitut des General-Procurators, indem er seine Toilette macht, zu sich selbst: — „Die Sache muß doch einmal beendigt werden." — Wenn nun der Gerichtsschreiber gerade

keiner Einladung nachzukommen hat, so wird der Befehl zur Hinrichtung zu Papier gebracht, abgeschrieben, ausgefertigt und in der Frühe des folgenden Tages hört man auf dem Greve-Platz ein Gerüst aufschlagen und den Pöbel durch die Straßen ziehen.

Das Alles nun zusammengerechnet macht sechs Wochen. Das Mädchen hatte ganz Recht. —

Fünf Wochen sind verflossen, — vielleicht noch mehr, — ich wage nicht, nachzurechnen, — seitdem ich hier im Bicètre bin. Seit dem Donnerstage aber sind es schon drei Tage, wenn ich nicht irre. Wie schnell einem die Zeit vergeht!

9.

Ich habe meinen letzten Willen zu Papier gebracht. Aber wozu das? Ich bin zu allen Kosten des Prozesses verurtheilt und kaum wird mein ganzes Vermögen hinreichen, sie zu bezahlen. Die Guillotine kommt einem theuer zu stehen.

Ich hinterlasse eine Mutter, ein Weib und ein Kind, — ja, ein kleines Mädchen von drei Jahren, mit großen schwarzen Augen und langen kastanienbraunen Haaren. Als ich sie zum letztenmale sah, war sie gerade vor einem Monat zwei Jahre alt geworden.

So sind nach meinem Tode sie des Sohnes, des Gatten und des Vaters beraubt, und drei Waisen wei-

nen an meinem Grabe, drei Wittwen durch die Hand des Gesetzes. Meine Strafe mag gerecht sein, aber was haben diese Unschuldigen verbrochen? — Gleichviel! Man richtet sie zu Grunde, man entehrt sie und die Gerechtigkeit will ihren Lauf haben.

Meine arme Mutter beunruhigt mich nicht; sie zählt vierundsechzig Jahre, und wird diesen Schlag des Schicksals nicht lange überleben. Und sollte sie auch noch ein Paar kurze Tage mitgehen, so wird sie zufrieden sein, wann sie ein Paar Kohlen in ihrer Wärmflasche hat. In ihrem Alter hat man mit dem Leben abgerechnet und verlangt nichts mehr von ihm.

Auch meine Gattin beunruhigt mich nicht; ihr Körper ist kränklich und ihr Geist zerrüttet; auch sie wird bald sterben. Wenn sie nur nicht wahnsinnig wird! — Aber was könnte das schaden. Man sagt, daß der Wahnsinn das Leben fristet; der Geist leidet dabei keine Schmerzen, er schläft und ist wie todt.

Nur mein Kind, meine liebe Tochter macht mir Sorgen. Sie spielt und tändelt in glücklicher Unschuld und weiß nicht, welch ein Loos in der Welt ihrer wartet.

10.

Ich will mein Gefängniß beschreiben. — Es hat acht Quadratfuß und besteht aus vier Wänden von gehauenem Stein, die in einem rechten Winkel auf einem Steinpflaster ruhen, welches um etwas weniges höher liegt, als der Vorplatz.

Gleich beim Eintritt zur linken Seite der Thüre ist eine Vertiefung, welche ein Art von Alcov bildet; in demselben ist ein hartes Lager von Stroh bereitet, mit welchem sich der Gefangene selbst im Winter begnügen muß. Er trägt Beinkleider von Linnenzeug und eine Weste von Zwilch. Ueber mir wölbt sich ein düsteres Gemäuer, von welchem Spinnengewebe, gleich alten Lumpen, herabhängen.

Fenster oder Luftlöcher sucht man vergebens, und die Thüre ist so stark mit Eisen beschlagen, daß man das Holz kaum sieht. Doch nein, — ich habe zu viel gesagt. In der obern Hälfte der Thüre ist ein Luftloch bemerkbar, stark vergittert, welches der Gefängnißwärter zur Nachtzeit schließen kann.

Außen läuft ein langer Vorplatz hin, der durch Luftlöcher, hoch oben angebracht, beleuchtet wird und den verschiedene Zwischenräume, welche durch niedrige Thürme mit einander in Verbindung stehen, in verschiedene Abtheilungen scheiden. Diese einzelnen

Zwischenräume bilden die Vorzimmer zu andern Gefängnissen, dem Meinigen wohl nicht unähnlich. Hier werden die Galeerensclaven aufbewahrt, die vom Aufseher dieses Hauses zu Zwangsarbeiten verurtheilt sind. In die drei ersten dieser Gemächer verweist man die zum Tode verurtheilten, damit sie der Wärter leichter bewachen kann.

Das Schloß Bicêtre wurde im fünfzehnten Jahrhundert gebaut und diese Zellen sind das einzige, was von ihm, wie es damals eingerichtet war, übrig geblieben ist. Der Cardinal Winchester ließ dieses Gebäude errichten und Johanna d'Arc verbrennen, zwei Werke, wodurch er seinem Namen die Unsterblichkeit gesichert hat. Ich habe das von einigen Neugierigen erfahren, welche jüngst sich bei mir einführen ließen und mich betrachteten, als sei ich ein wildes Thier. Sie bezahlten darauf dem Schließer ein Fünffrankenstück.

Noch muß ich erzählen, daß Tag und Nacht ein Garden-Factioner an meiner Thüre Wache hält, und daß ich meine Augen nicht zu der Oeffnung in der Thüre erheben darf, ohne denen meines unermüdlichen Wächters zu begegnen. Wie karg mir in dieser steinernen Schachtel Luft und Licht zugemessen sind, welch' ein elendes Dasein ich hier verleben muß, das wird man sich jetzt leicht vorstellen können.

11.

Noch ist der Tag nicht angebrochen und für den Gefangenen ist die Nacht unendlich lang. Was soll ich anfangen? Da ist mir ein guter Gedanke gekommen. Ich bin aufgestanden, habe meine Nachtlampe zur Hand genommen und an den Wänden des Gefängnisses umhergeleuchtet. Sie sind bedeckt mit Namen und Schriftzügen, mit Zeichnungen, mit bizarren Figuren und mit Charakteren, die sich mannigfaltig durchschlingen. Jeder Gefangene, so scheint es mir, hat hier wenigstens eine Spur von sich zurücklassen wollen. Sie haben mit Bleistift, mit Kreide oder mit Kohlen geschrieben, grau, weiß und schwarz, und manche haben auch ihr Andenken in den harten Stein einzugraben die Mühe nicht gescheut. Hin und wieder erblickt man auch Namenszüge von einer Färbung, daß man vermuthen muß, sie seien mit Blut geschrieben. Wenn mein Geist minder belastet und freier wäre, so würde es mich sehr anziehen, in diesem sonderbaren Buche zu lesen, dessen Blätter kalte Mauern sind; ich würde diese Fragmente zu einem schönen Ganzen zusammensetzen, würde aus dem Namen den Menschen zu lesen suchen, würde diese verstümmelten Inschriften beleben, und diese zerrissenen Worte, welche gerade dadurch so bedeutsam an diejenigen erinnern, denen man den Kopf vom Rumpfe geschlagen hat.

Ueber meinem Lager erblicke ich zwei brennende Herzen, mit einem Pfeile durchbohrt, und darunter die Worte: Lebensmuth. Der Unglückliche, der sie geschrieben hat, konnte vielleicht nicht lange seinem Wahlspruch treu bleiben. Nebenbei ist ein dreieckiger Huth und eine grob gezeichnete Figur zu sehen mit der Unterschrift: Es lebe der Kaiser 1824.

Noch zwei brennende Herzen, mit der für einen Kerker gewiß seltenen Unterschrift: Ich liebe und verehre Matthieu Dauvin. — Jacob. — An der gegenüberstehenden Wand liest man den Namen, Papavoine. Der Anfangsbuchstabe ist mit Arabesken verziert. — Dann weiter einige Strophen aus einem schlüpfrigen Liede. Wie sonderbar sind doch oft die Launen eines gefangenen Menschen!

Dort ist eine Freiheitsmütze ziemlich tief in den Stein eingegraben, und darunter steht: Bories — die Republik. Es war einer der vier Unteroffiziere von la Rochelle. Du armer junger Mann! Wie häßlich ist der Begriff Eurer vorgegebenen politischen Nothwendigkeit, und wie entsetzlich dünkt mich der Contrast Eurer erhabenen Schwärmerei und Eurer Guillotine! Und doch seid Ihr für eine Idee gestorben und habt Euren Namen in der Geschichte verewigt, und seid in gewisser Beziehung schuldlos zu nennen. Das bin ich nicht, — und doch halte ich mich für beklagenswerth.

Nein, ich will nicht weiter forschen. Ich habe dort in der Ecke meines Kerkers ein entsetzliches Schauspiel gesehen; es ist eine Guillotine und vielleicht jetzt in diesem Augenblick wird sie für mich aufgerichtet. — Und meine Haare sträuben sich empor. — Die Lampe fällt aus meinen Händen. — Fort, fort, ihr gräßlichen Bilder! —

12.

Ich habe mich erholt, mich wieder auf mein Lager gesetzt, den Kopf auf die Knie gestützt und über Vieles nachgedacht. Dann hat mich die Neugierde übermannt und ich habe dem Reiz, meine traurige Lectüre fortzusetzen, nicht wiederstehen können.

Neben Papavoine's Namen sah ich ein großes Spinnennest, das ich abgerissen habe, und da fand ich nun fünf oder sechs andere Namen, welche lesbarer wurden.

Nehmlich: Dautun 1815. — Poulain 1818. — Jean Martin 1821. — Castaing 1823. — Als ich diese Namen las, da sind mir gar trübselige Gedanken in den Sinn gekommen, Erinnerungen an Dautun, der seinen Bruder in Stücke zerschnitten, und Nachts den Kopf in den tiefen Brunnen und den Rumpf in den Canal geworfen hat, an Poulain, der seine Frau ermordet, an Jean Martin, der seinen Vater durch einen Schuß getödet hat in demselben Augenblick, als dieser das Fen-

ster öffnen und Gottes freie Luft athmen wollte, an Castaing, den treulosen Arzt, der seinem besten Freund Gift eingab, während er Theilnahme erheuchelte und baldige Hülfe versprach, endlich an Papavoine, den furchtbaren Wahnsinnigen, der kleine Kinder mit Messerstichen ermordet hat. Solcher Art waren die Erinnerungen, welche ihre langen Grabesschatten in meine Einsamkeit warfen.

Das waren also vor mir die Bewohner dieser blutigen Zelle! Als ich dies dachte, überlief es mich eiskalt und meine Haare sträubten sich empor. Hier also und auf demselben Lager haben diese Mord- und Blutmenschen ihre letzten Gedanken gedacht, und ihre letzten Wünsche gehegt! Hier, in diesem engen Kreis, haben sie ihre letzten Schritte gethan und sich herum gedreht wie reißende Thiere, die man im eisernen Käfig hält, um sie zu zähmen. Noch ist die Stelle warm, auf der sie gesessen haben, und ich bin ihr Nachfolger, und werde bald ruhen, wie sie, auf dem Kirchhof von Clamart, wo das Gras so üppig wächst.

Zwar bin ich weder abergläubisch, noch halte ich auf Visionen, dennoch sind diese Dinge im Stande mir einen Fieberanfall zuzuziehen. Mir ist es vorgekommen, als seien diese Namen mit Flammenschrift auf die schwarzen Mauern geschrieben, und immer stärker und stärker hörte ich es in meinen Ohren klingen,

und ein rother Schein schwebte vor meinen Augen. Dann schien sich das Gefängniß mit entsetzlichen Gestalten zu füllen, welche ihren Kopf in der Hand trugen und ihn im Mund gepackt hatten, weil der Kopf ohne Haare war. Sie Alle drohten mir mit der Faust, nur der Vatermörder nicht. Ich schloß die Augen und nun sah ich Alles noch deutlicher.

Sei dies Alles nun Traum oder Wirklichkeit gewesen, ich hätte darüber gewiß den Verstand verloren, wenn ein Eindruck von außen mich nicht gerade zur rechten Zeit aufgeweckt hätte. Nahe war ich daran umzusinken, als ich mich von einem kalten und haarigen Körper berührt fühlte. Es war die Spinne, welche ich aus ihrem Neste verscheucht hatte. — Das hat mich wieder in die Wirklichkeit zurückgebracht und die entsetzlichen Gespenster verscheucht. Auf meinem Gehirn lag ein Nebel, und jetzt zerfloß er wieder. Es waren Chimaren a la Macbeth! Die Todten sind todt, das ist gewiß; man schläft fest im Sarg und aus diesem Kerker entspringt der Gefangene nicht. Wie habe ich mich so sehr nur fürchten können? Die Pforte des Grabes öffnet sich nach diesseits nicht.

13.

Ich habe dieser Tage einem gräßlichen Schauspiel beigewohnt.

Kaum begann es Tag zu werden, als im ganzen Gefängniß Lärm entstand. Ich hörte, wie die schweren Thüren aufgerissen und wieder zugeworfen wurden, wie die Riegel und die Schlösser knarrten, und wie die Schlüsselbunde der Aufseher klirrten, wie die Treppen unter raschen Fußtritten erdröhnten, und wie Stimmen auf den langen Gängen sich anriefen und antworteten. Meine Nachbarn, die zur Galeere Verurtheilten, waren heute viel fröhlicher, als gewöhnlich, und es schien, als wäre im ganzen Bicêtre ein Tag des Lachens, des Singens und der Lustigkeit erschienen.

Ich allein horchte, war stumm unter den Lärmenden und wußte nicht, was das zu bedeuten habe. Da ging ein Kerkermeister vorüber.

Ich rief den Mann und fragte, ob heute ein Fest im Bicêtre sei? — „Ein Fest, wenn man es so nenneu will. Die Galeerensklaven, die morgen nach Toulon abgehen sollen, werden heute in Fesseln geschmiedet. Wollen Sie es sehen? Es wird Ihnen Unterhaltung gewähren, und die muß Ihnen ja willkommen sein. —" So sagte er, und ich nahm die Einladung an; denn ein Schauspiel, so widerlich es auch sein mag, hat doch für einen Gefangenen immer den Reiz eines Schauspiels.

Nachdem der Kerkermeister die gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln gebraucht, führte er mich in eine Zelle, welche ein Fenster hatte, wodurch ich wieder einmal den Himmel sah. — „Hier können sie Alles sehen, und sind allein in Ihrer Loge, so gut wie der König." — Er entfernte sich und schloß mich ein.

Das Fenster ging in einen ziemlich großen vierckigen Hof, den ein steinernes Gebäude von sechs Stockwerken wie eine Mauer umschloß. Das Auge kann nichts Widerwärtigeres sehen, als diese vier Seiten nackter Wände mit vergitterten Fenstern, welche jetzt mit mageren und bleifarbigen Gesichtern besetzt waren, die Alle neugierig hinabschauten. Man hätte glauben sollen, es seien höllische Geister, versammelt zu einer infernalischen Ceremonie.

Sie gafften schweigend in den noch immer leeren Hof hinunter und warteten. Manche Augen waren voll Leben und blitzten wie Feuerfunken.

Das Viereck des Hofes schließt nach der einen Seite nicht ganz zusammen, sondern läßt eine schmale Gasse, durch deren eisernes Gitterthor man in einen zweiten, minder geräumigen, aber eben so düsteren Hofraum blickt. — Rundum in dem ersten Hof laufen steinerne Bänke und gegen die Mitte hin ist eine eiserne Stange für eine Laterne. Jetzt schlug es zwölf Uhr. Ein großes Hofthor, welches eine Vertiefung mir verborgen hatte, wurde jetzt schnell aufgeschlossen. Ein Karren, von einer

Truppe schlecht aussehender Soldaten in blauen Uniformen mit rothen Epaulettes und gelben Wehrgehängen begleitet, fuhr rasselnd in den Hof. Ketten lagen darauf.

Jetzt wurde es an allen Fenstern lebendig; alle Zuschauer erhoben ein Geschrei, stießen ein wildes Gelächter, tolle Drohungen und schreckliche Verwünschungen aus; man glaubte in der That Teufel in ihnen zu sehen; ihre Gesichter verzerrten sich, sie streckten die geballten Fäuste zwischen den Eisenstäben durch und ihre Blicke sprühten Feuer. Das todte und verbrannte Aschenleben dieses Hauses schien zu neuer Glut angeblasen und mit glühenden Kohlen überdeckt.

Unterdessen machten sich die Profosen, unter welche sich auch, wie man an dem schönen Anzug erkennen konnte, einige Neugierige gemischt hatten, ganz ruhig an ihre Arbeit. Einer von ihnen stieg auf den Wagen und warf seinen Kameraden die Ketten, Halsbänder und leinenen Beinkleider der Reisenden zu. Hierauf theilten sie sich in die Geschäfte. Die einen breiteten in einer Ecke des Hofes die langen Ketten aus, die andern legten die Kleider zurecht, die übrigen untersuchten unter der Aufsicht eines Kunstverständigen die Halseisen und schlugen auf dem Steinpflaster Funken damit. Dies Alles geschah unter einem furchtbaren Hohngelächter der Gefangenen, welches durch das Geschrei der Galeerensklaven, denen diese Zurüstungen galten, noch übertäubt wurde. Die Letzteren sah man an den Fenstern des so

eben beschriebenen kleineren Hofes, von wo aus sie selber diesem Schauspiel zusahen.

Kaum waren diese Zurüstungen vollendet, so gab ein Herr in silbergesticktem Kleide, welchen man Herr Inspektor nannte, dem Direktor des Gefängnisses neuen Befehl, und bald nachher warfen mehrere kleine Thüren eine trübe Wolke von garstigen, heulenden und zerlumpten Menschen aus. Das waren die Galeerensklaven.

Mit lautem Freudengeschrei empfing man sie an allen Fenstern. Einige von ihnen, die sich eines berühmten Namens zu erfreuen hatten, nahmen diese Beifallsbezeigungen mit herablassendem Stolz gütig auf. Die meisten trugen Strohhüte von sonderbarer Form und mit eigener Hand verfertigt; sie hofften von diesen Hüten, daß sie in den Städten, durch welche man ziehen mußte, die Aufmerksamkeit der Bewohner rege machen würden. Aber jetzt entstand eine freudige Aufregung; der Beifall verdoppelte sich und Alle klatschten in die Hände; ein Rad schlagend, erschien ein blutjunger Mensch mit einem mädchenhaften Gesichte, der von Kopf bis zu Fuß mit einem selbstverfertigten Strohanzuge bekleidet war, seines Standes ein Seiltänzer und wegen Diebstahls zur Galeere verurtheilt. Auch die andern Galeerensklaven schienen an diesem Burschen ihre Freude zu haben, und in diesem Auftritt lag eine herzzerreißende Rohheit.

Im kleineren Hofe begann nun eine Besichtigung der Verurtheilten durch die Aerzte, und viele der Ga-

leerensklaven schmeichelten sich, der langen Reise durch die Vorschützung irgend eines körperlichen Gebrechens zu entgehen; aber die meisten fand man reisefähig, und darauf ergaben sie sich ruhig in ihr Schicksal, in wenigen Minuten von der Einbildung oder Vorspiegelung ihrer Gebrechlichkeit geheilt.

Nun wurde das Gitterthor des kleinen Hofes wieder geöffnet. Ein Wächter verlas die Gefangenen nach alphabetischer Ordnung; einer nach dem andern trat heraus und alle stellten sich in einer Ecke des großen Hofes auf. So kommen nun Unbekannte zusammen und die Ketten verschlingen sich je nach den Anfangsbuchstaben des Namens; der Freund wird vom Freunde weggerissen, und das ist vielleicht das Härteste dabei, denn auch unter diesen Leuten gibt es Freundschaft. Mit einem langen Stock werden nun die Galeerensklaven gerichtet; einem jeden wird ein Hemd, eine Weste und ein Beinkleid von grober Leinwand zugeworfen, und alle legen die alten Kleider ab. Durch ein unerwartetes Ereigniß wurde diese Erniedrigung in eine Qual verwandelt.

Bisher war das Wetter ziemlich heiter gewesen, und wenn auch der scharfe Oktober-Wind die Luft erkältete, so zerriß doch bisweilen das Gewölk und die Sonne schien klar. Jetzt, als alle nackt dastanden, als ihre zerlumpten Kleider vor ihnen lagen und als viele Neugierige sich herbeidrängten, um nach den Schultern der Verurtheilten zu sehen, da wurde der Himmel schwarz,

es fiel ein starker Platzregen auf die entblößten Glieder und auf die armseligen Lumpen dieser Elenden.

In einem Augenblick leerte sich der Hof von Allen, die nicht Profose oder Galeerensklaven waren. Die Neugierigen suchten unter den Thürbogen Schutz vor dem Regen. Der Regen strömte hernieder. Im Hof sah man nichts mehr, als die Galeerensklaven, die auf dem kalten und nassen Pflaster standen; dumpfe Stille trat an die Stelle ihres wilden Geschreies; ihre Zähne klapperten und sie zitterten vor Frost; es schlotterten die magern Beine und es war Mitleiden erregend, zu sehen, wie sie nichts desto weniger ihre Toilette beendigen mußten. Ein einziger, ein alter Mann, hatte seinen frohen Muth nicht verloren. Er schrie, mit dem durchnäßten Hemde sich abwischend, daß dies nicht im Programm stünde, und erhob lachend die Faust gen Himmel.

Nachdem sie die Reisekleider angelegt hatten, führte man sie in Gruppen von zwanzig bis dreißig in eine andere Ecke des Hofs, wo die sogenannte Schnur ihrer wartete. Diese Schnur besteht aus langen und starken Ketten, welche von zwei zu zwei Fuß kürzere Ketten quer durchschneiden, an deren Ende ein Halseisen hängt, das man mit einem Schlosse versehen hat. Es wird auf dem gegenüber liegenden mit einem Nagel verschlossen, der auf der ganzen Reise stecken bleibt. Diese Kette, auf dem Boden ausgebreitet, gleicht so ziemlich dem Rückgrat eines Fisches.

Die Galeerensklaven mußten sich nun auf das nasse Pflaster setzen; die Halsbänder wurden ihnen angemessen, und zwei Schmiede nietheten sie auf tragbaren Ambosen zusammen. Das ist ein entsetzlicher Augenblick, in welchem auch der Unerschrockenste den Muth verliert. Mit jedem Hammerschlage auf dem Ambos, der an ihren Rücken gelehnt ist, prallt der Kopf zurück, und bei der geringsten Bewegung nach hinten, würde der Schmied dem Unglücklichen den Hirnschädel zerschmettern.

Sobald dieses vorüber war, trat wieder Stille ein. Man hörte nichts mehr, als das Rasseln der Ketten, und hin und wieder einen Schrei und dumpfe Schläge, welche die Profose mit ihren Stöcken den Widerspenstigen zutheilten. Einzelne weinten; die alten zitterten und bissen sich in die Lippen. Schaudernd betrachtete ich die widrigen Gesichter in ihren eisernen Rahmen.

So besteht dieses Schauspiel aus drei Akten, aus der Untersuchung durch die Aerzte, dann durch die Kerkermeister und endlich aus der Einschmiedung.

Jetzt warf die Sonne wieder einen freundlichen Strahl und schien alle neu zu beleben. Alle Sträflinge sprangen in krampfhafter Bewegung auf. Die fünf Reihen vereinigten sich und bildeten schnell einen großen Kreis um den Laternenpfahl. Darauf drehten sie sich so schnell herum, daß es einem vom Zusehen schon schwindelicht wurde, und sangen ein Galeerenlied nach einer bald klagenden, bald wild fröhlichen Melodie. In den

Zwischenräumen hörte man ein schneidendes Geschrei, und ein tolles Gelächter gesellte sich dazu; die Ketten klirrten zusammen und ein wildes Beifallsgeschrei füllte die Luft.

Bald brachte man einen großen Behälter in den Hof. Die Profose zwangen die Galeerensklaven mit Stockschlägen, aufzuhören, und führten sie an den Behälter, wo Gemüse in einer rauchenden, schmutzigen Flüssigkeit umherschwamm. Sie aßen, warfen die Reste ihrer Mahlzeit auf den Boden und begannen ihren Tanz von Neuem. Am Tage der Einschmiedung und in der darauf folgenden Nacht läßt man ihnen diese Freiheit.

Ich hatte das Schauspiel mit gespannter und ängstlicher Neugier betrachtet und mich selbst darüber vergessen; ich hatte bei ihrem Lachen geweint und ein tiefes Mitleiden empfunden. Da sah ich, wie die heulende Bande plötzlich inne hielt und schwieg. Aber dann wendeten sich alle Augen nach meinem Fenster; das Freudengeschrei verdoppelte sich und alle riefen: „Der Verurtheilte! der Verurtheilte!" Ich war wie versteinert, und wußte nicht, woher sie mich kannten und wie sie mich erkannt hatten.

„Guten Tag! guten Abend!" riefen sie mir mit wildem Hohnlachen zu. Einer der jüngsten, der zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt war, ein Mensch mit einem bleifarbigen Gesichte, blickte mich neidisch an

und sagte: „Der ist glücklich! er wird gestutzt. Lebe wohl, guter Freund!“

Ich kann nicht beschreiben, was in mir vorging. Ich war nicht besser daran, als diese Leute, denn der Greveplatz und Toulon sind verschwistert. Ich stand sogar tiefer, als sie, und sie thaten mir eine Ehre an. Ich schauderte. Ja, ich war ihr Kamerad, und wie ich jetzt ein Schauspiel an ihnen hatte, so hätten sie bald eins an mir haben können.

Unbeweglich und wie vom Donner gerührt, stand ich am Fenster. Als nun die fünf Reihen mit einer teuflischen Vertraulichkeit sich mir näherten, als ich das Geklirr ihrer Ketten vernahm. und das Geschrei und ihren Fußtritt unten an der Mauer, — da kam es mir vor, als wolle diese Schaar von Elenden zu meinem Fenster heraufklimmen; — da stieß ich einen Schrei aus und rannte gegen die Thüre, um sie zu öffnen; — da rief ich wie wüthend, daß man öffnen solle, und pochte mit Ungestüm; — da schienen mir die Stimmen der Sträflinge immer näher zu rücken und ihre häßlichen Gesichter sah ich schon durch mein Fenster blicken. Noch einen Schrei stieß ich aus und fiel dann bewußtlos nieder.

14.

Es war Mitternacht, als ich wieder zu mir selbst kam. Ich lag auf einem schlechten Bett und sah beim Licht einer herabhängenden Lampe mehrere Reihen ähnlicher Betten umherstehen. Man hatte mich in's Krankenzimmer gebracht.

Wie wohl that es mir, wieder einmal in einem Bette zu liegen! Erst durch Entbehrung lernt man die Dinge schätzen. Sonst würde ein solches Bett mich mit Abscheu und Eckel erfüllt haben; aber ich war nicht mehr derselbe Mensch. Mein Lager that mir ungemein wohl, obgleich die Leintücher beschmutzt, die Decke zerrissen und die Matratze hart gelegen war. Ich schlief wieder ein und schlief fort, bis ich gegen Morgen durch ein Geräusch erweckt wurde. Es kam von außen her, und da mein Bett am Fenster stand, so richtete ich mich auf, um hinaus zu sehen.

Ich sah, wie auf dem Hof von Bicêtre zwei Reihen von Soldaten aufgestellt waren, zwischen denen fünf lange Karren mit Menschen beladen durchfuhren. Es waren die Galeerensklaven. Die Karren waren unbedeckt und einen jeden nahm ein Trupp Verurtheilter ein. Die Galeerensklaven saßen dicht neben einander zu beiden Seiten, nur durch die gemeinschaftliche Kette getrennt. Bei jedem Stoß, den die Bewegung des Wagens

verursachte, rasselten die Ketten, schlotterten die Beine, und fuhren die Köpfe auf und nieder.

Dabei fiel ein kalter, feuchter Regen, der ihre Beinkleider auf den Knieen festklebte; ihre Haare trauften und ihre Gesichter waren blau vor Kälte. Ist man einmal an diese Kette geschmiedet, so ist man weiter nichts, als ein Bruch dieses Ganzen, das sich Schnur nennt und ganz mechanisch bewegt. Da muß die Vernunft das Feld räumen, und selbst nur der thierische Theil des Menschen darf zu bestimmten Stunden natürliche Bedürfnisse haben. Auf diese Weise also traten die halbnackten, unglücklichen Menschen eine Reise an, die fünfundzwanzig Tage dauern wird. Sie reisen in derselben Kleidung, sowohl während der Hitze des Sommers, als während der Kälte des Winters, und man sollte glauben, die Menschen wollten dem Himmel einen Theil ihres Henkergeschäftes übertragen.

Es war schrecklich, wie diese Menschen Flüche, Drohungen und Verwünschungen ausstießen, und wie dann ihre Wächter unter sie drein schlugen, um dasjenige herzustellen, was sie Ordnung nannten. Rachedurst blitzte aus allen Augen und die Fäuste der Elenden ballten sich auf ihren Knieen.

Endlich verschwanden die Wagen und deren Begleiter unter dem hohen Thore des Bicêtre. Es folgte noch ein sechster Wagen, auf welchem Kessel, kupferne Gefäße und anderes Geräthe bunt durch einander lagen.

Einige Wachen, die sich verspätet hatten, stürzten heraus und eilten der Truppe nach. Endlich verlief sich die Masse der Zuschauer, und das Schauspiel endete wie eine Geistererscheinung. Bald hörte man nichts mehr, und auch das Pferdegetrappel nach der Straße von Fontainebleau verlor sich.

Wie schlecht war der Trost gewesen, den mir mein Advokat hatte reichen wollen. Ja, lieber tausendmal den Tod, und lieber das Schaffot, als die Galeere und die Kette, lieber die Vernichtung, als die Hölle. Auf die Galeere — gerechter Himmel!

15.

Zum Unglück war ich nicht mehr krank, und so mußte ich am folgenden Morgen den Krankensaal wieder verlassen, und der Kerker nahm mich auf.

Nein, ich bin nicht krank, ich bin gesund, jung und stark. Das Blut rollt frei in meinen Adern, alle Glieder gehorchen meinem Willen, ich bin stark an Leib und Seele und zu einem langen Leben geschaffen —, ja, das ist so, und doch lebe ich in einem Kerker, und doch weiß ich, daß es gar bald ein Ende nehmen wird.

Seit ich den Krankensaal verlassen habe, quält mich ein Gedanke, nämlich der, daß ich hätte entweichen können, wenn man mich dort gelassen hätte. Die Aerzte und die barmherzigen Schwestern schienen Antheil an mir zu nehmen. — So jung, und eines solchen Todes

sterben! Sie waren sehr mit mir beschäftigt und schienen mich zu bemitleiden. — Pah, Neugierde! Diese Leute heilen wohl vom Fieber, aber nicht vom Todesurtheil, was ihnen doch so leicht würde. Sie dürften nur noch eine Thüre oder ein Fenster öffnen, und wie wenig Mühe hätten sie dabei!

Jetzt ist keine Hoffnung mehr. Der Anwalt hat mich richtig vertheidigt, der Advokat hat richtig gesprochen, der Richter richtig geurtheilt. Ich muß sterben, wenn nicht — oh, ich Thor! — Keine Hoffnung mehr! Ich hänge an einem Seil, das jeden Augenblick zu reißen droht, und unter mir liegt ein Abgrund; — es ist, als ob das Messer der Guillotine sechs Wochen brauchte, um auf mich niederzufallen.

Wenn ich aber begnadigt würde? — Begnadigt? — Und von wem, und warum, und wie? Man kann mich nicht begnadigen, des warnenden Beispiels willen kann man es nicht. — So sagen sie. — Ich habe jetzt nur noch drei Schritte auf dieser Welt zu thun: aus dem Bicêtre, in die Conciergerie, und auf die Guillotine! Drei ernste Schritte! —

16.

Während ich mich noch in der Krankenstube befand, hatte ich mich in die Sonne an ein Fenster gesetzt, um mich wieder einmal an ihren beglückenden Strahlen zu erwärmen. Da saß ich nun und stützte den Kopf in die Hände, die Hände auf die Kniee und die Füße endlich auf die Spangen meines Stuhls. Ich war matt und angegriffen.

Noch hörte ich im Geist die Ketten der Galeerensklaven klirren und sah ihre verzerrten Gesichter. Eine unendliche Sehnsucht ergriff mich, und ich war meiner Gefangenschaft müde, über alle Beschreibung müde. Wenn doch der liebe Gott sich meiner erbarmte, dachte ich, und mir ein Vöglein schickte, das mir auf ein Paar Minuten mein Elend wegsingen könnte!

Ob es ein guter oder ein böser Geist war, der mein Gebet erhörte, weiß ich nicht; aber plötzlich vernahm ich noch mehr, als die Stimme eines Vogels; ich hörte eine Menschenstimme, es war der Gesang eines sechzehnjährigen Mädchens. Das Lied hat den Ausdruck von Trauer und Schmerz. Hier folgt es:

C'est dans la rue du Mail
Où j'ai été coltigé,
Maluré,

Par trois coquins de railles,
Lirlonfa malurette,
Sur mes sique' ont foncé,
Lirlonfa maluré.

Ich kann nicht sagen, wie bitter ich getäuscht war Die Stimme fuhr fort:

Sur mes sique' ont foncé,
Maluré.
Ils m'ont mis la tartouve,
Lirlonfa malurette,
Grand Meudon est aboulé,
Lirlonfa maluré.
Dans mon trimin rencontre,
Lirlonfa malurette,
Un peigre du quartier,
Lirlonfa maluré.

Un peigre du quartier,
Maluré.
Va-t'en dire à ma largue,
Lirlonfa malurette,
Que je suis enfourraillé,
Lirlonfa maluré.
Ma largue tout en colère,
Lirlonfa malurette,
M'dit: Qu'as-tu donc morfillé?
Lirlonfa maluré.

M'dit: Qu'as-tu donc morfillé?
Maluré.
J'ai fait suer un chêne,
Lirlonfa malurette,
Son auberg' j'ai enganté,
Lirlonfa maluré.
Son auberg' et sa toquante,
Lirlonfa malurette,
Et ses attach's de cés,
Lirlonfa maluré.

Et ses attach's de cés,
Maluré.
Ma largu' part pour Versailles,
Lirlonfa malurette,
Aux pieds d' Sa Majesté.
Lirlonfa maluré.
Elle lu fonce un babillard,
Lirlonfa malurette,
Pour m'fair' défourrailler,
Lirlonfa maluré.

Pour m'fair' défourrailler,
Maluré.
Ah! si j'en défourraille,
Lirlonfa malurette,
Ma largue j'entiferai,
Lirlonfa maluré.

J'li ferai porter fontange,
Lirlonfa malurette,
Et souliers galuchés,
Lirlonfa maluré.

Et souliers galuchés,
Maluré.
Mais grand dabe qui s'fâche,
Lirlonfa malurette,
Dit: Par mon caloquet,
Lirlonfa maluré,
J'li ferai danser une danse,
Lirlonfa malurette,
Où il n'y a pas de plancher.
Lirlonfa maluré. *)

---

*) Dies französische Gaunerlied möchte mit Beibehaltung jedes seiner technischen und kauderwelschen Worte schwer wieder zu geben sein. Hier ein Versuch, der wenigstens den Sinn richtig ausdrückt.

In der Maillestraße
Bin ich abgefaßt,
Wo mir drei Gendarmen
Haben aufgepaßt.

Haben aufgepaßt,
Der Herr Commissär.
Sieh', mein Kamerad
Kömmt mir just die Quer,

Mehr hörte ich nicht und konnte auch nicht mehr hören. Der halb offne, halb versteckte Sinn dieser furchtbaren Klage, dieser Kampf mit dem Häscher, dieser ihm

---

Kömmt mir just die Quer,
Sag's Kathrinen, Fritz!
Und Kathrine frägt:
Hat der Narr stipitzt?

Hat der Narr stipitzt?
Nein, ihn hat's gejuckt,
Daß um Uhr und Börs' er
Einen abgemuckt.

Einen abgemuckt.
Kind geh' nach Versailles,
Daß Seine Majestät
Mir erläßt den Galgen.

Mir erläßt den Galgen!
Komm' ich aus der Truhe.
Kriegst du Seiden-Locken
Und gewichste Schuhe!

Und gewichste Schuhe.
Ja, sie thut es gleich,
Doch der König sagte:
Heut wird nichts gereicht.

Heut wird nichts gereicht.
Sage deinem Hansen:
Ihm würd' aufgespielt,
In der Luft zu tanzen.

begegnende Spitzbube, den er an seine Frau mit der Botschaft sendet: Ich habe einen Mann getödtet und bin gefangen, diese Frau, die nach Versailles mit einer Bittschrift läuft, und diese Majestät! die verdrießlich dem Verbrecher mit dem Tanze in der Luft droht; und alles dies gesungen nach der süßesten Melodie, mit der süßesten Stimme, die je ein menschliches Ohr bezauberte!.... Ich war gelähmt, erstarrt, vernichtet! Diese gräuelhaften Dinge, auf frischen und blühenden Lippen, hatten etwas Zurückstoßendes. Man hätte es Schneckengallert auf einer Rose nennen können.

Ich kann nicht wieder sagen, was ich empfand. Zu gleicher Zeit war ich verwundet und gerührt. Die Sprache der Diebshöhle und der Galeeren, diese blutige und groteske Sprache, dies schäusliche Rothwelsch, gesungen von einem jungen Mädchen, mit dem Uebergang der Stimme eines Kindes zu der einer Frau! Alle diese häßlichen, schlechtgesetzten Worte gesungen, getrillert, geperlet!

Ach, was ist doch ein Gefängniß abscheulich! Ein Gift wohnt darin, das Alles verdirbt. Alles wird hier gebrandmarkt, selbst der Gesang eines Mädchens von fünfzehn Jahren! Ihr findet einen Vogel und Schmutz liegt auf seinem Flügel. Ihr pflückt eine Blume, riecht daran, und sie stinkt!

17.

O wenn ich doch entweichen könnte! Wie wollte ich über die Felder eilen und laufen! Nein, nicht laufen. Das würde Verdacht erregen. Ich müßte ganz langsam gehen und dabei ein Liedchen trällern. Oder ich müßte mir einen groben leinenen Kittel zu verschaffen suchen, wie ihn die Gärtner in der Umgegend tragen.

Bei Arcuel weiß ich ein Wäldchen an einem Sumpfe, wohin ich als Knabe jeden Donnerstag mit meinen Schulkameraden ging, um Frösche zu fangen. Dort würde ich mich verstecken, und erst in dunkler Nacht weiter gehen nach Vincennes. Nein, der Fluß würde mich daran hindern. Ich werde nach Arpajon gehen. Noch besser wäre es nach St. Germain und dann nach Havre und von da nach England hinüber übers Meer. Ich komme nach Longjumeau; man fragt nach meinem Paß und ich bin verloren.

O ich unglücklicher Träumer! Ich denke an meine Flucht und weiß doch, daß ich die drei Fuß dicken Mauern, die mich hier umschließen, nicht durchbrechen kann! Zum Tode verurtheilt, — das ist entsetzlich und mein Herz blutet, wenn ich daran denke, daß ich einst als Kind hierherkam mit andern Kindern, um die Narren zu sehen und den großen Brunnen von Bicêtre.

18.

Während ich dieses niederschrieb, ist meine Lampe ausgebrannt, und die Thurmuhr hat sechs geschlagen. Der Schließer von der Wache ist zu mir gekommen, hat mich sehr höflich gegrüßt und gefragt, was ich zu frühstücken wünschte. Da überlief mich ein eiskalter Schauer. Sollte heute schon der Tag gekommen sein?

19.

Heute schon? — Der Gefängnißdirector hat mir selbst seine Aufwartung gemacht und mich gefragt, womit er mir dienen oder angenehm sein könne, auch hatte er den Wunsch geäußert, ich möge mich weder über ihn, noch über seine Untergebenen zu beklagen gehabt haben; er hat gefragt, wie es mit meiner Gesundheit stünde und ob ich diese Nacht gut geschlafen hätte; beim Abschied hat er mich darauf Herr genannt. — Also heute schon?

20.

Der Kerkermeister meint, ich habe über ihn und seine Leute keine Klage zu führen, und er hat recht. Es wäre übel gethan, wenn ich mich beklagen wollte. Diese Leute haben ja nur ihre Pflicht gethan, haben mich bewacht, haben mich höflich empfangen und noch höflicher wieder entlassen. Kann ich also unzufrieden mit ihnen sein?

Der Aufseher mit seinem freundlichen Lächeln, seinen schmeichelnden Worten, seinen zutraulichen, aber zugleich lauernden Blicken und seinen plumpen, großen Händen ist das Gefängniß in Person, das Mensch gewordene Bicêtre. Alles um mich her ist Gefängniß und nicht allein auf dem Gitter meines Kerkers, sondern auch auf den Gesichtern dieser Leute lese ich das Wort Gefängniß. Diese Mauern sind ein Gefängniß von Stein, diese Thüren ein Gefängniß von Holz, dieser Schließer ist ein Gefängniß von Fleisch und Blut. Das Gefängniß ist ein entsetzliches Wesen, eine Mißgeburt, halb Haus und halb Mensch. Ich bin seine Beute; es umstrickt mich mit seinen Krallen, umschließt mich mit seinen Mauerarmen, erdrückt mich mit seinen eisernen Schlössern und bewacht mich mit seinen Argus-Augen. Was wird nun aus mir Elenden werden und was werden sie aus mir machen?

21.

Endlich bin ich ruhig und der Angst enthoben, in welche mich der Besuch des Aufsehers versetzt hat. Alles ist zu Ende. Noch hatte ich einige Hoffnung, aber jetzt habe ich sie aufgegeben, jetzt ist sie hin. —

Um halb sieben Uhr öffnete sich die Thüre meines Kerkers und ein Greis in braunem Ueberrocke trat ein. Ich sehe einen Leibrock und Ueberschläge, als er sein Oberkleid auseinander schlug; es war ein Priester, — und dies ließ nichts Gutes ahnen. Wie milde war sein Lächeln, als er sich mir gegenübersetzte und die Augen gen Himmel erhob, d. h. nach dem Kerkergewölbe! Ich verstand den guten Mann, als er mit leiser Stimme zu mir sprach: „Mein Sohn, bist du vorbereitet?“

„Vorbereitet nicht,“ antwortete ich, „aber doch bereit.“ —

Ach! da fühlte ich alle meine Pulse schwellen, da lief es mir eiskalt durch das Gebein und ein dumpfes Brausen kam in meine Ohren.

Während ich wie eingeschlafen auf meinem Lager saß, in einem ganz unbeschreiblichen Zustande, sprach der freundliche Greis immer fort, wenigstens glaube ich, daß er sprach; denn als ich ihn wieder ansah, da leuchteten seine Augen und bewegten sich seine Lippen noch.

Die Thüre hatte sich wieder geöffnet und das Rasseln der Riegel hatte mich aus meiner Betäubung gerissen. Der Priester schwieg. —

Begleitet von dem Aufseher des Gefängnisses erschien ein Mann in schwarzem Kleide und machte mir eine tiefe Verbeugung. In der Hand hielt er eine Rolle Papier und auf seinem Gesichte lag der Ausdruck eines Menschen, der als düsterer Begleiter mit einer Leiche geht.

„Mein Herr!“ sprach er sehr höflich, „ich bin Huissier bei dem königlichen Gerichtshofe zu Paris und habe die Ehre, Ihnen eine Botschaft von dem Generalprokurator zu überbringen.“

Der erste Schlag war vorüber; ich besaß wieder meine volle Geistesgegenwart.

„Der Herr Generalprokurator also,“ antwortete ich mit bitterer Ironie, „hat so dringend meinen Kopf verlangt? Sehr viel Ehre für mich, daß er mir schreibt. Ich hoffe, mein Tod wird ihm viel Freude machen. Der Gedanke, daß ich ihm gleichgültig wäre, würde mir wehe thun.“ —

Und nun sprach ich mit fester Stimme: „Lesen Sie, mein Herr!“ —

Er las mir ein langes Aktenstück vor, wobei am Ende jeder Zeile seine Stimme singend wurde. Es war die Verwerfung meines Kassationsgesuches.

„Das Urtheil wird heute auf dem Greveplatze vollzogen werden," endete er die Vorlesung, ohne dabei von dem Stempelbogen aufzusehen. „Um sieben und ein halb Uhr gehen wir nach der Conciergerie ab. Werden Sie die Güte haben mir zu folgen?" —

Schon einige Zeit hörte ich nicht mehr auf ihn. Der Aufseher sprach mit dem Geistlichen, während der Huissier in sein Papier sah und ich gegen die Thüre starrte, welche halb offen geblieben war. Ach! es standen vier Bewaffnete davor.

Der Huissier wiederholte seine Frage und sah mich forschend an. „Ich bin zum letzten Gange bereit," war meine Antwort. Darauf entfernte er sich mit den Worten: „In einer halben Stunde werde ich die Ehre haben, Sie abzuholen." Alle entfernten sich.

O Gott! — ich muß entfliehen, auf der Stelle entfliehen. Es geht mir an das Leben. Durch die Thüre, durch das Fenster, durch das Dach! — ja, und sollte ich auch am Gebälke mich zerfleischen. Ach! es ist zum rasend werden. Monate bedürfte es, um mit guten Werkzeugen diese Mauern zu durchbrechen, und ich habe keinen Nagel, keine Stunde Zeit. O Fluch und Verdammniß! Ich bin verloren. Es ist aus.

II. Aus der Conciergerie.

22.

Ich bin nun versetzt, wie man es heißt. Die Ueberfahrt verdient erzählt zu werden.

Um halb acht Uhr erschien der Huissier wieder an meiner Thüre. „Mein Herr!“ sprach er, „ich erwarte Sie.“ Ja wohl, er und Andere. Ich erhob mich, that einen Schritt und es war mir, als könnte ich keinen zweiten machen; denn schwer war mein Kopf und schwach waren meine Füße. Nachdem ich wieder einige Kraft gewonnen hatte, ging ich ziemlich fest weiter.

Noch einmal und für dieses Leben zum letztenmale sah ich mich in meiner Zelle um. Sie war mir sehr lieb geworden und ich ließ sie leer und offen, was einem Kerker ein besonderes zur Rührung stimmendes Ansehen gibt. Freilich wird es nicht lange so bleiben; denn schon auf den Abend erwartet man einen andern, der, wie ich höre, heute an den Assisen verurtheilt werden soll. Am Ende des Ganges trat der Geistliche zu

uns, der gerade vom Frühstück kam. Meine Begleitung wurde durch einen Veteranen verstärkt.

Als wir an der Thüre des Krankensaales vorbeikamen, rief mir ein sterbender Greis zu: „Auf Wiedersehen!“

Wir gelangten in einen Hof, unter Gottes freien Himmel. Da athmete ich freier und fühlte mich besser. Nicht lange genoß ich des Ganges in freier Luft. Ein mit Postpferden bespannter Wagen hielt im ersten Hofe, und ich kannte ihn schon; denn es war derselbe, der mich hierher geführt hatte, ein königliches Cabriolet, das durch ein dichtes Gitter von Eisendrath in zwei Theile abgesondert ist. Jede Abtheilung hat eine Thüre die eine vornen, die andere hinten. Der Wagen selbst sah bestaubt und schmutzig aus und man könnte ihm gegenüber den Leichenkarren für die Armen eine Staatskarosse nennen.

Bevor ich in dieses zweirädrige Grab hineinstieg, warf ich noch einen Blick auf den Hof, einen jener Blicke der Verzweiflung, von dem man glauben sollte, er müsse Mauern niederwerfen können. Der Hof, ein kleiner, mit Bäumen bepflanzter Raum, war noch menschenerfüllter, als jener, traurigen Andenkens, bei der Einkleidung der Galeerensklaven, die ich beschrieben habe.

Wie damals, so fiel auch heute Regen, fein und kalt. Der Regen scheint anhalten zu wollen und wird

mich vielleicht überleben. Der Hof war voll Schmutz und Wasser und der Weg schlüpfrig. Die tolle Masse von Gaffern im Schmutze wieder zu sehen, das belustigte mich fast.

Wir sind eingestiegen, der Huissier und ein Gensdarme in die vordere Abtheilung, der Priester, ich und wieder ein Gensdarme in die hintere. Vier Gensdarmen zu Pferde umgaben den Wagen. Somit waren also acht Mann für einen da. Eine alte Frau mit grauen Haaren und Augen, die mich hatte einsteigen sehen, sagte: „Das ist doch wahrhaftig besser, als die Galeere. Ich würde es vorziehen.“ —

„Du hast Recht für dich, Alte! Auch ist so ein Schauspiel bequemer anzusehen, ist mehr concentrirt, ist ein stärkerer Schnaps für einen alten, kalten Magen. Pfui über die Menschen!“ —

Der Wagen rollte mit dumpfem Geräusch unter den Hallen des Thores hin, fuhr in den Baumweg und dröhnend schlossen sich die Pforten von Bicêtre hinter ihm zu. In Bewußtlosigkeit fuhr ich fort und war in Lethargie versunken; kein Laut und keine Bewegung standen mir zu Gebote, etwa wie bei einem Scheintodten, den man zu Grabe trägt. Mitunter hörte ich die Schellen klingeln, die an den Postpferden befestigt waren, das Knarren der mit Eisen beschlagenen Räder auf dem Steinpflaster, die knallende Peitsche des Postillions und den Hufschlag der Gendarmen-Pferde.

Das Alles kam mir wie ein Wirbelwind vor, der mich fortriß.

Durch das Gitterwerk eines Fensterchen fielen meine Blicke ganz maschinenmäßig auf die mit großen Buchstaben über dem Thor von Bicêtre stehende Inschrift: Hospital für das Alter.

„Es scheint also,“ sprach ich zu mir selbst, „daß es Leute gibt, die hier alt werden.“

Ich drehte zwischen Wachen und Schlafen diesen Gedanken in meinem vor Schmerz unempfindlich gewordenen Geiste nach allen Seiten. Als nun der Wagen aus dem Baumweg auf die Landstraße fuhr, und also eine andere Richtung nahm, änderte sich die Aussicht. Ich sah wie in einem engen Rahmen die fernen Thürme von Notre-Dame, halb verhüllt vom Nebel, der über Paris lag. Alsbald bekam auch mein Geist einen andern Gesichtspunkt. Und auf die Idee des Bicêtre folgte die des Notre-Dame. Dumm lächelnd sagte ich zu mir: „auf jenen Thürmen muß man eine weite Aussicht haben, — und in diesem Augenblick richtete der Priester seine Rede an mich. Ich ließ ihn ruhig fortreden und hörte wieder auf das Rollen des Wagens, auf den Hufschlag der Pferde und auf die Peitsche des Postillions. Das war noch ein Geräusch mehr.

Schweigend hörte ich diesen Wasserfall von monotonen Wörtern, welche meinen Geist einlullten, wie das Gemurmel einer Quelle, neben der man sich hingestrecktt hat, um zu entschlummern.

Jetzt rüttelte mich plötzlich die Stimme des Huissiers auf, welcher dem Abbe zurief: „Nun, Herr Abbé, was gibt's Neues?“

Der Seelsorger, der noch immer zu mir sprach, und den das Geräusch des Wagens betäubte, antwortete nicht, worauf der Huissier die Stimme verdoppelte, um das Gerassel der Räder zu übertönen. „Ein höllisches Fuhrwerk!“ fuhr er fort, „das ist ein Gerumpel, wobei man sein eigenes Wort nicht versteht. Aber was habe ich denn sagen wollen? Herr Abbé, können Sie mir nicht sagen, was ich habe sagen wollen, wissen Sie schon die große Neuigkeit aus Paris?“ — Ich zitterte, als ob von mir die Rede sei.

Der Priester hatte den Huissier endlich verstanden, und antwortete ganz ruhig: „ich habe heute morgen noch keine Zeit gehabt, die Journale zu lesen, und werde das den Abend nachholen müssen. Wann ich den ganzen Tag zu thun habe, so muß mir der Portier die Blätter bei Seite legen, und ich gehe sie dann am Abend durch.“

„Bah!“ entgegnete der Huissier, „Sie müssen das wissen, die neueste Nachricht von diesem Morgen!“

Ich nahm das Wort und sagte: „ich glaube, daß ich sie weiß.“

Der Huissier sah mich an und sagte: „Sie wissen es also, und was sagen Sie dazu.“

„Sie sind neugierig,“ war meine Antwort.

„Warum, mein Herr? ein Jeder hat seine eigene Meinung in Bezug auf Politik. Ich achte Sie zu sehr, um daran zu zweifeln, daß Sie die Ihrigen haben. Ich selbst bin ganz für die Wiedereinführung der Nationalgarde gestimmt. Ich war Sergeant meiner Compagnie, und das machte mir Freude . . .“

„Ich glaubte nicht, daß die Rede hiervon sei.“

„Aber von was dann? Sie wollten doch die Neuigkeit wissen . . .“

„Ich meinte eine andere, mit welcher sich heute ganz Paris nicht minder beschäftigen wird.“

Der Dummkopf wollte mich gar nicht verstehen, und ward sehr neugierig, worauf er sagte: „noch eine Neuigkeit? Wie in aller Welt kommen Sie zu Neuigkeiten? Aber Herr Abbé, können Sie vielleicht Bescheid geben? Setzen Sie mich in Kenntniß des Vorfalls, ich bitte darum, wovon handelt es sich? Ich bin ein großer Freund von Neuigkeiten. Ich erzähle sie dann dem Herrn Präsidenten, welchem sie oft vielen Spaß machen.“

Der Huissier wandte sich abwechselnd nach dem Priester und nach mir; ich zuckte die Achseln.

Er sagte: „An was denken Sie?“

„Ich denke, daß ich heute Abend nicht mehr denken werde.“

„So! Sie sind zu traurig!“ — Herr Castaing lachte und schwatzte, und sagte weiter: „Ich habe den

Herrn Papavoine das Geleite gegeben; er trug einen Hut von Otterhaaren und rauchte eine Cigarre. Die jungen Leute von la Rochelle unterhielten sich mit einander; es waren überspannte Narren, welche das Ansehen hatten, als verachteten sie die ganze Welt. Was Sie anbetrifft, junger Mann, so finde ich Sie zu nachdenkend."

„Junger Mann! Ich bin viel älter, als Sie, und werde mit jeder Viertelstunde ein ganzes Jahr älter."

Dumm lachend sah mich der Geselle an. „Sie scherzen. Aelter, als ich, der ich Ihr Großvater sein könnte?"

„Ich scherze nicht," war meine ernste Antwort.

Er reichte mir eine Prise Tabak und bat mich, nicht böse auf ihn zu sein.

„Es bleibt mir nicht mehr viel Zeit übrig, um böse auf einen Menschen zu sein."

In diesem Augenblick berührte seine Dose, die er mir darreichte, das Gitter, welches uns schied. Der Wagen hatte einen Stoß bekommen, und der Tabak fiel auf den Boden.

„Verdammtes Gitterwerk," schrie der Huissier, indem er sich mir zuwendete. „Bin ich nicht zu beklagen, da all' mein Taback verloren ist."

Lächelnd erwiederte ich: „Mir scheint es, daß ich mehr verliere, als Sie."

„Mehr als ich? Das ist leicht gesagt," murmelte er zwischen den Zähnen, indem er seinen Taback auflas. „Keinen Taback bis Paris! das ist entsetzlich!"

Der Priester richtete jetzt einige Worte des Trostes an ihn, und mir kam es vor, als sei dies die Fortsetzung und ein Theil, der an mich gerichteten Worte gewesen. Darauf knüpfte sich eine Unterhaltung zwischen beiden an; ich ließ sie von ihren Angelegenheiten sprechen und war froh, daß ich jetzt an die Meinigen denken konnte.

Als wir an die Barriere kamen, da erschien mir Paris viel geräuschvoller, als gewöhnlich.

Der Wagen hielt einen Augenblick vor dem Zollhause still und wurde von den Douaniers untersucht, als wolle man einen Hammel oder einen Ochsen nach dem Schlachthause führen. Der Kopf eines Menschen zahlt keinen Zoll und wir fuhren vorüber.

Als wir den Boulevard hinter uns hatten, fuhr der Wagen in die winkelichen Straßen des Faubourg St. Marceau und der Cité, die sich schlängeln und durchkreuzen, wie die Wege in einem Ameisenhaufen. Wir fuhren so schnell und der Wagen rumpelte so gewaltig, daß er jedes andere Geräusch übertäubte. Ich sah einmal durch das kleine Fenster und bemerkte, wie die Vorübergehenden stehen blieben und wie die Gassenbuben nachliefen. Auch glaubte ich hin und wieder auf den öffentlichen Plätzen, Männer und Weiber in zerlumpten Kleidern zu erblicken, welche einen Pack von Blättern in der Hand hatten, um die die Vorübergehenden sich

stritten, wobei sie den Mund wie zu einem Ausruf der Verwunderung aufrissen.

Es schlug eben acht Uhr, als wir in den Hof der Conciergerie fuhren. Beim Anblick der großen Treppe, der schwarzen Kapelle und der düsteren Gitterfenster überlief mich ein kalter Schauer, und als der Wagen stille hielt, glaubte ich, daß auch der Schlag meines Herzens stocken müsse. Ich gewann meine Kraft wieder. Mit Blitzesschnelle öffnete sich die Thüre; ich sprang aus dem rollenden Kerker und trat mit schnellen Schritten unter die Halle zwischen zwei Reihen Soldaten. Auch hatte sich schon eine Masse von Menschen herbeigedrängt, um mich zu sehen.

23.

So lange ich in den öffentlichen Gallerien des Justiz-Palastes umherging, fühlte ich mich beinahe frei und sehr behaglich; aber als man wieder die niedrigen Thüren vor mir öffnete, da verlor ich alle Fassung und die geheimen Treppen, die inneren Gänge, die langen, öden und dumpfigen Vorplätze erschreckten mich sehr. Hierher kommt Niemand, als die Verurtheilten und ihre Verurtheiler.

Der Huissier wich nicht von meiner Seite. Der Priester verließ mich auf zwei Stunden, um seinen Geschäften in der Stadt nachzugehen.

Man führte mich in das Cabinet des Direktors, dem ich übergeben wurde, wie eine Tauschwaare, denn er bat den Huissier einen Augenblick zu warten, da er ihm ein neues Stück Wild für das Bicêtre zu überliefern habe. Heute ist wieder Einer verurtheilt worden und der wird heute Abend das Strohlager einnehmen, das ich kaum verlassen habe. Gut, sagte der Huissier, ich werde warten. Wir können die zwei Verbal-Prozesse zusammenfassen; das geht recht gut.

Ich kam jetzt in ein kleines, an dasjenige des Direktors, stoßende Kabinet, wo ich wohl verriegelt allein blieb. Wie lange ich hier war und an was ich dachte, weiß ich nicht zu sagen. Endlich erweckte mich ein gewaltiges Lachen, das ich vernahm, aus meiner Träumerei.

Ich erhob von Schrecken durchzuckt, die Augen. Jetzt war ich nicht mehr allein in der Zelle, sondern ich sah einen Mann von ungefähr fünfzig Jahren bei mir, er war von mittlerer Größe, sein Gesicht hatte viele Falten, seine Haare waren grau und seine Augen schielend; auf seinem Gesicht lag ein bitteres Lächeln und sein schmutziger und halb zerlumpter Anzug stieß mich zurück.

Mir kam es vor, als habe die Thüre sich geöffnet, diesen Menschen ausgespieen, und dann wieder verschlossen, so schnell, daß ich es kaum bemerken konnte. — O, daß mich der Tod doch auch so überraschen möchte. —

Einige Sekunden sahen wir einander starr an; er mich mit seinem Lächeln, das wie ein Röcheln klang, ich ihn erschrocken und erstaunt.

„Wer sind Sie?“ fragte ich ihn endlich.

„Sonderbare Frage!“ antwortete er; „ich bin ein flügger Vogel.“

„Ein flügger Vogel? was soll das heißen?“ — Da wurde er noch lustiger.

„Das heißt,“ rief er mit schallendem Gelächter, „das Henkerbeil wird in sechs Wochen mit meinem Kopfe dasselbe Spiel treiben, wie mit dem deinigen in sechs Stunden. Haha! — Verstehst du mich jetzt?“

Ich erblaßte und meine Haare sträubten sich empor. Das war also der andere Verurtheilte, mein Erbe zu Bicêtre, den man bereits dort erwartete.

Er erzählte mir seine Geschichte: „Mein Vater war ein guter Kerl, und es ist nur Schade, daß der Scharfrichter ihm eines Tages die Halsbinde zu fest zuschnürte. Durch Gottes Gnaden herrschte gerade damals der Galgen. Im sechsten Jahr hatte ich weder Vater noch Mutter mehr; da schlug ich im Sommer auf den Landstraßen Cabriolen und Räder, und ließ mir durch die Fenster des Postwagens einen Sous zuwerfen; im Winter lief ich barfuß durch Schnee und Schmutz, hauchte in meine kalten Hände und die Schenkel blickten durch meine Hosen. Im neunten Jahre ward ich schon mit dem Gebrauch der Hände bekannt und leerte manchmal einen

Seckel; im zehnten stahl ich einen Mantel und ward zum Dieb; sieben Jahre nachher konnte ich auf den Namen eines Spitzbuben Anspruch machen, erbrach einen Laden und machte einen falschen Schlüssel. Bei Gelegenheit wurde ich gefangen, und da ich das rechte Alter hatte, schickte man mich auf die Galeere. Die Galeere soll der Teufel holen! Es ist hart, auf einer Britsche zu liegen, klares Wasser zu trinken, schwarzes Brod zu essen, eine einfältige Kugel nachzuschleppen, die zu gar nichts nützt, und sich von der Sonne und von Prügeln den Buckel wärmen zu lassen. Dabei werden einem die Haare abgeschnitten; ich hatte sie schön und kastanienbraun. Doch ich überstand meine Zeit, fünfzehn Jahre, und zählte dann zweiunddreißig. Eines Morgens behändigte man mir eine Reiseroute und sechsundsechszig Franken, das Ersparniß meines Galeerenlebens, wo ich sechszehn Stunden täglich, dreißig Tage monatlich und zwölf Monate jährlich arbeiten mußte. Mir kam der Einfall mit dieser Lumperei von sechsundsechszig Franken ein ehrlicher Mann zu werden, und ich trug unter meinem zerrissenen Kittel bessere Vorsätze, als ein Priester nnter seinem Kirchenrock. Der Teufel verdarb mir das Spiel. Mein Paß war auf gelbem Papier geschrieben und man hatte mich darin als einen freigelassenen Galeerensträfling bezeichnet; überall, wo ich durchkam, mußte ich ihn vorweisen und alle acht Tage dem Maire zeigen. Ein Galeerensträfling — eine schöne Empfehlung! Die

kleinen Kinder liefen vor mir und fürchteten sich, und alle Thüren wurden mir vor der Nase verschlossen; Niemand wollte mir Arbeit geben; meine sechsundsechszig Franken gingen zum Teufel, und ich wollte doch leben. Ich wies den Leuten meine starken Arme, um Arbeit bettelnd; aber man verriegelte die Thüren; ich wollte für zehn Franken, für fünf, und für noch weniger in Taglohn treten; man stieß mich zurück, und was sollte ich nun anfangen? Da bekam ich eines Tages großen Hunger, griff nach einem Brod in einem Bäckerladen und wurde ertappt. Man ließ mir keine Zeit, das Brod zu verzehren, wohl aber schleppte man mich wieder auf die Galeere zurück, nachdem man mir drei feurige Briefe aufgebrannt hatte, die ich dir zeigen kann, wenn du sie sehen willst. Man nennt dies Strafe wegen Rückfalls. So war ich denn ein Retourpferd. Man schickte mich wieder nach Toulon, diesmal mit der grünen Mütze (das heißt auf lebenslänglich verurtheilt). Ich dachte an's Entweichen; und zu diesem Behufe mußte ich drei Mauern durchbrechen und zwei Ketten durchschneiden, wozu ich kein anderes Werkzeug besaß, als einen einzigen Nagel. Dennoch entwischte ich. Man that mir jetzt die Ehre an, wie einem römischen Cardinal bei seiner Abreise, man lös'te die Kanonen. Diesmal hatten sie ihr Pulver umsonst verschossen. Ich hatte keinen Paß, aber auch kein Geld; ich begegnete einigen Kameraden, welche ebenfalls die Stränge zerrissen hatten und bettelarm wa-

ren. Ihr Hauptmann warb mich an, und unser Geschäft bestand jetzt darin, die Leute auf der Heerstraße zu überfallen, zu plündern und zu morden. Wir wurden Handels einig und lebten jetzt vom Todtschlagen; wir überfielen bald eine Postchaise, bald einen Eilwagen und bald einen Ochsenhändler zu Pferd; wir nahmen das Geld und ließen den Wagen fahren; die Leute wurden unter einem Baum begraben, wobei wir nur Sorge trugen, daß die Beine nicht herausguckten, und dann tanzten wir auf dem Grabe, damit man die aufgelockerte Erde nicht sehen konnte. So ward ich ein alter Kerl, in den Gebüschen lauernd, unter freiem Himmel schlafend und immer verfolgt von Wald zu Wald ziehend, aber doch frei und unabhängig. Alles hat sein Ende und so auch mein Handwerk. In einer schönen Nacht faßten uns endlich die Gensdarmen beim Kragen; meine Verführer kamen glücklich davon, und nur ich, der Aelteste von ihnen, blieb in den Krallen dieser Katzen mit galonirten Hüten. Da hat man mich hierher geschleppt. Ich hatte bereits alle Sprossen der Leiter bis auf eine einzige erstiegen; ein Taschentuch zu stehlen oder einen Menschen zu ermorden, war für mich ziemlich einerlei; ich hatte nur noch durch die Hand des Henkers zu gehen. Wahrhaftig, ich fing an alt zu werden, und war zu nichts mehr nütze. Mein Vater ist durch den Strick gestorben und meiner wartet die Guillotine. Da hast du das Ganze, Kamerad!"

Ich hatte ihn in stummer Bestürzung angehört; sein Lachen klang weit furchtbarer, als vorher; mit roher Vertraulichkeit wollte er meine Hand ergreifen, ich stieß ihn zurück. „Freundchen," sagte er, „du scheinst mir wenig gefaßt zu sein. Siehst du, auf dem Greveplatz hat man freilich einen schlimmen Augenblick; aber das dauert nicht lang. Ich wollte, ich wäre dabei, um dir den Purzelbaum vorzumachen, und wenn man mich heute mit dir rasieren wollte, so unterließe ich gerne das Gesuch um Kassation. Derselbe Pfaffe könnte dann uns beide bedienen. Bin ich nicht ein guter Junge? Brüderschaft willst du?" Er that noch einen Schritt auf mich zu. — „Herr!" sagte ich, ihn zurückstoßend, „ich danke Ihnen." — Neues Lachen der Verhöhnung. — „Ha! ha! — Du bist gewiß ein Marquis?"

„Freund! ich bedarf jetzt der Geistessammlung und Erhebung. Lassen Sie mich in Ruhe!"

Der Ernst dieser Worte brachte ihn plötzlich zum Schweigen; er ließ seinen grauen und beinahe kahlen Kopf sinken, schlug seine langen Nägel in die rauhe, entblößte Brust und murmelte. „Ich verstehe, Pfaffe!" Dann nach einigem Schweigen: „Sie sind ein Marquis, mein Herr! Allen Respekt. Aber Sie haben da einen schönen Ueberrock, der Ihnen nicht viel mehr nützen kann. Der Henker wird ihn für sich behalten. Geben Sie ihn mir. Ich werde ihn verhandeln und mir davon Taback kaufen."

Ich zog den Ueberrock aus und gab ihn hin. Da schlug er mit kindischer Freude in die Hände, und da er mich nackt und frierend sah, so sagte er: „Es friert Sie, mein Herr! Da, nehmen Sie! Es regnet, und Sie würden naß werden. Auch muß man anständig angezogen sein, wenn man nach dem Richtplatze fährt.“ — Hier zog er seine graue Weste aus und legte sie mir an. Ich ließ ihn gewähren, lehnte mich, ihn betrachtend, an die Wand und schwieg. Den Eindruck zu beschreiben, den dieser Mensch mir machte, vermag ich nicht; ich sage nur, daß er noch immer den Ueberrock betrachtete und oft in Zeichen der Freude ausbrach. — „Die Taschen sind ja ganz neu, der Kragen ist nicht abgenutzt; ich werde mindestens fünfzehn Franken dafür bekommen. Welch ein Glück! Das gibt Tabak für meine sechs letzten Wochen. Ich werde mit einer guten Prise sterben.“

Die Thüre ging wieder auf; wir wurden Beide abgeholt, — ich nach dem Zimmer, wo der Verurtheilte seine letzte Stunde erwartet, er, um nach Bicêtre gebracht zu werden. Lachend trat er unter die Soldaten, die ihn eskortiren sollten, und sagte zu den Gensdarmen: „Meine Herren, verwechseln Sie uns ja nicht, was leicht möglich wäre, da wir die Schale gewechselt haben. Nehmen Sie mich ja nicht für ihn, was mir jetzt, da ich Taback habe, verteufelt ärgerlich sein würde. Also aufgepaßt, meine Herrn!“

24.

Der alte, verstockte Sünder! — der mir den Ueberrock gestohlen hat! Habe ich ihn doch nicht freiwillig hergegeben, wie es mir scheint! Nein! nein! Der Schurke hat mir diese zerlumpte, elende Weste zurückgelassen, — wie erbärmlich sehe ich darin aus! — Nicht aus Barmherzigkeit oder aus Gleichgültigkeit habe ich ihm den Ueberrock abgetreten, sondern darum, weil er stärker war, als ich, weil ich ihn fürchtete, weil er mich mit seinen derben Fäusten geschlagen haben würde. Ja, wie sollte ich auch zum Mitleiden kommen? Ich hätte den nackten Schurken lieber erdrosselt. Mein Herz ist voll Ingrimm und Bitterkeit; die Gallenblase muß mir zersprungen sein; der Tod macht boshaft, sehr boshaft.

25.

Da haben sie mich wieder in eine kleine Zelle geschleppt, wo man nichts sieht, als nackte Wände, vergitterte Fenster und verriegelte Thüren. Das versteht sich schon von selbst. Ich verlangte einen Tisch, einen Stuhl und Schreibzeug, und es wurde mir gebracht. Nun verlangte ich auch ein Bett. Der Schließer sah mich mit Erstaunen an, als ob er fragen wollte: wozu

das? Ein Feldbett wurde mir in einen Winkel hingestellt, und zu gleicher Zeit erschien ein Gensdarm, um sich in meinem sogenannten Zimmer niederzulassen. Die Herren schienen zu befürchten, ich möchte mich unter der Matratze ersticken, — und das wäre doch Schade um das verlorene Schauspiel!

26.

Es ist zehn Uhr.

O mein armes Töchterchen! Nur noch sechs Stunden, und dein Vater wird nicht mehr sein. Auf der kalten Tafel werden die Zergliederer meinen Rumpf zerschneiden, wenn mein Kopf herunter gefallen ist; die Ueberreste wird man auf eine Bahre werfen und nach dem stillen Kirchhof von Clamarz tragen. Ja, meine Tochter, so wird es mit deinem Vater geschehen, mit einem Menschen, welchen Keiner von ihnen haßt, welchen sie alle beklagen und retten könnten. Sie werden mich tödten, hörst du, Marie? — Mit kaltem Blute, mit Ceremonie, und um der gerechten Sache willen! Großer Gott!

Armes Kind! Sie werden deinen Vater tödten, der dich so zärtlich liebt, der so oft deinen kleinen und zarten Hals küßte, der so oft mit deinen seidenen Locken spielte, der dein schönes, rundes Gesichtchen so oft in den Händen hielt, der dich auf den Knieen wiegte, und

der am Abend deine Händchen zusammen legte, auf daß du betetest.

Wer wird dir nun das ersetzen? Wer wird dich lieben? Alle Kinder deines Alters haben einen Vater, nur du nicht! Du mußt dich nun der Feier des Namenstages, der Neujahrsgeschenke und der Spielsachen entwöhnen, vielleicht selbst der Speise und des Trankes, — und das kannst du nicht.

Ja, wenn die Geschwornen meine kleine liebe Marie gesehen hätten, so würden sie vielleicht eingesehen haben, daß man den Vater eines dreijährigen Kindes nicht tödten darf, daß man fragen muß, was wird aus diesem Kinde werden, wenn es herauwächst?

Sein Vater wird in dem Munde von ganz Paris leben, und die Tochter wird sich dieser traurigen Unsterblichkeit schämen müssen; über ihren Namen wird sie erröthen. Sie wird verachtet und verstoßen leben, das ist das Vermächtniß meiner Liebe. O meine geliebte Marie, ist es wahr, daß du dich deines Vaters schämen und ihn verabscheuen mußt? Elender! welches Verbrechen habe ich begangen, und zu welchem neuen Verbrechen gebe ich jetzt der Gesellschaft Veranlassung?

O, ist es wahr, daß ich noch vor dem Ende dieses Tages sterben soll? Bin ich es wirklich, oder ist's ein Anderer? Dieses dumpfe Gemurmel, das ich von draußen vernehme, diese in toller Lustigkeit taumelnde Volksmasse, die sich schon auf dem Quais drängt, die Gensdarmen,

die sich in den Kasernen bereit machen, die Priester in schwarzen Röcken, dieser Mann mit der blutigen Faust, — das Alles gilt mir! Ich soll sterben, ich, der Nämliche, der jetzt hier sitzt, sich bewegt, athmet und denkt, hier an diesem Tische, der auch anderswo stehen könnte, ich endlich, der ich meine Hand hierherlege, und dessen Kleid die Falten schlägt, die ich hier sehe.

27.

Wenn ich doch nur wüßte, wie es ist und wie man dort stirbt! — Aber es ist schrecklich, — ich weiß es nicht. Wie entsetzlich ist das Wort — Tod! — Ich begreife kaum, wie ich es bisher so ruhig aussprechen konnte. Und die Guillotine! Der Anblick, die Physiognomie, die Zusammensetzung dieser zehn Buchstaben ist ganz geeignet, die furchtbarsten Vorstellungen zu erwecken, und der Name des Arztes, der die Sache erfunden hat, scheint mir ganz dazu auserſehen gewesen zu sein. In undeutlichen, schwankenden Umrissen schwebt das Bild, das ich mir dabei denke. Darum gerade ist es um so furchtbarer. Ist doch jede Sylbe gleichsam ein Stück der Maschine! Aus diesen Sylben erbaue ich im Geiste unaufhörlich das schauerliche Gerüste, und wenn ich es vollendet habe, so zerstöre ich es wieder. Ich wage es nicht, mich nachher zu erkundigen, und möchte doch wissen, wie man sich zu benehmen hat, wenn man die Guillotine

besteigt. Es ist wohl, wenn ich nicht irre, ein Schnellbalken dabei und man wird auf den Bauch gelegt. Ach Gott! meine Haare werden erbleichen, ehe mein Haupt fällt! —

28.

Ich habe sie einmal gesehen, nur auf einen Augenblick. Ich fuhr eines Tages gegen eilf Uhr Morgens über den Greveplatz. Der Wagen hielt inne und ich sah aus dem Fenster; eine Menge Menschen war auf dem Greveplatz und auf dem Quai versammelt. Weiber, Männer und Kinder standen auf der Brustwehr. Von drei Männern wurde ein Gerüst hoch aufgerichtet

An diesem Tage sollte ein Verurtheilter sterben; für ihn baute man die Maschine. Ich wollte hinsehen und vermochte es kaum; schnell wendete ich mich ab. Neben meinem Wagen stand eine Frau, die zu ihrem Kinde sagte: „Siehst du, Kind! das Messer läuft nicht gut. Sie müssen die Fugen mit Fett einschmieren.“

O Gott! welche schauderhafte Erinnerung! So weit sind sie auch jetzt, und ohne Zweifel schmieren sie die Fugen. Diesmal werde ich mich nicht abwenden. O ich Unglücklicher! —

29.

Um Gottes Willen, Begnadigung! Vielleicht begnadigt man mich. Man hole meinen Advokaten her; aber schnell, so schnell, als möglich! Schickt mich auf die Galeere, fünf Jahre, zehn Jahre, zwanzig Jahre, für immer, — nur laßt mir das Leben, — ach, laßt mir das geliebte, herrliche Leben!

Glücklich, selig ist der Galeerensklave! Er geht umher, sieht die Sonne, wärmt sich und trinkt ihr Licht. Ach, auf die Galeere bringt mich! Gnade! Gnade! Das Leben ist zu herrlich.

30.

Der Priester ist wieder da.

Dieser Mann mit weißen Haaren, mit mildem Gesicht und mit ehrwürdiger Haltung ist vielleicht ein guter und barmherziger Mensch. Ich habe gesehen, wie er heute in der Frühe seine Börse für die Gefangenen aufthat. Aber wie kommt es, daß der Ton seiner Stimme weder bewegt, noch bewegt ist, daß er nichts sagt, was den Geist erleuchten oder das Herz erwärmen könnte? Seine Worte lassen kalt, scheinen alle unnütz und sind wie der Regen, der an die Fenster schlägt.

Nichts desto weniger hat mir sein Ablick eben sehr wohl gethan. Ich habe Durst nach Worten des Trostes, und dieser Priester ist doch ein Mensch. Darum thut mir sein Anblick wohl. Wir haben uns niedergesetzt, er auf den Stuhl, ich auf das Bett. — „Mein Sohn!" hat er gesagt — und dieses schöne Wort ist tief in mein Herz eingedrungen — „mein Sohn, glaubst du an Gott?"

„Ja, mein Vater!"

„Glaubst du auch an die heilige römisch-apostolische Kirche?"

„Gern, mein Vater!"

„Es scheint, mein Sohn, als ob du zweifeltest." Darauf begann er zu reden, und redete lang; er sprach viele Worte, und als er genug gesagt zu haben glaubte, schwieg er, stand auf und sah mich an, indem er die kurze Frage an mich richtete: „Nun?"

Ich erhob mich und sagte: „Mein Herr, lassen Sie mich allein, ich bitte Sie darum."

„Wann soll ich wieder kommen?"

„Ich werde es Ihnen sagen lassen."

Ohne etwas zu erwiedern, entfernte er sich und schüttelte den Kopf, als wollte er sagen: Ein Gottloser!

Ein Gottloser? Nein, das bin ich nicht, und so tief ich auch gefallen bin, so habe ich doch den Glauben an Gott nicht verloren. Aber was hat dieser alte Mann mir

sagen können? Nichts tief Empfundenes, nichts tief Durchdachtes, nichts, was mir Thränen entlocken und mein Herz zum Glauben bringen könnte. Im Gegentheil vernahm ich nur allgemeine, auf Jeden anwendbare Redensarten, ohne Wahrheit für mich, ohne Bedeutung für meine Lage; es waren salbungsreiche Worte, und nicht die einfache Sprache des Herzens; es war eine sentimentale Predigt und theologische Logik, hin und wieder ein lateinischer Spruch aus einem Kirchenvater, aus dem heiligen Augustin oder Gregorius vielleicht. Der Mann kam mir vor, als ob er eine Lection hersage, die er schon zwanzigmal hergesagt, oder als ob er ein Thema vorbringe, das er durch vieles Wiederholen auswendig gelernt hatte. Seine Stimme blieb ohne Accent, sein Auge ohne Blick und seine Hand ohne Bewegung.

Und wie könnte es auch anders sein? Er ist im Gefängniß angestellt; es ist sein Amt, zu trösten und zu erheben; er muß vom Troste leben. Der Galeerensklave und der arme Sünder werden von ihm ermahnt und zur Beichte gelassen, das ist sein Beruf, er ist alt geworden unter dem Trösten von Menschen, die zum Tode geführt wurden, und hat sich an dasjenige gewöhnt, was Andere mit Schaudern erfüllt; seine Haare sträuben sich nicht mehr empor und Galeere und Schaffot sind Gemeinplätze für ihn; er hat sein Haushaltungsbuch der armen Seelen, in welchem hier ein Sträfling und

dort ein zum Tode Verurtheilter verzeichnet ist. Spät am Abend kommt man, um ihm zu sagen, daß er morgen einen zu trösten hat, und er fragt, ob es ein Galeerensträfling oder ein zum Tode Verurtheilter sei? da liest er seine Pagina und erscheint zur bestimmten Zeit. Auf diese Weise ist er für die Verbrecher, die nach Toulon oder nach dem Greveplatz gehen, etwas Gewöhnliches, so wie sie es für ihn.

O wenn man mir doch statt seiner einen jungen Vikar oder einen alten Pfarrer vom nächsten Dorf hätte holen lassen, wenn man ihn doch abgerufen hätte, als er eben am warmen Kamine sitzt, in einem Buche liest und auf einen Gefangenen nicht vorbereitet ist, wenn man ihm doch gesagt hätte, es soll ein Mensch zum Tode geführt werden und Ihr sollt ihn trösten! Ihr sollt bei ihm stehen, wenn man ihm die Hände binden, wenn man ihm die Haare abschneiden wird; Ihr sollt mit ihm in den Karren steigen, um mit Eurem Kreuz den Henker zu verbergen; Ihr sollt mit ihm in dem unbequemen Fuhrwerk bis nach dem Greveplatz die schwere Fahrt theilen und die blutgierige Volksmasse umher soll Euch nicht irre machen; Ihr sollt ihm am Fuß des Schaffots liebevoll beistehen und ihn nicht eher verlassen, bis der Kopf vom Rumpfe geschlagen sein wird. — So soll man sagen, und diesen erstaunten, durch das Unerwartete überraschten Priester sollte man zu mir führen.

Ich würde an sein Herz, und dann vor ihm auf die Kniee fallen, er würde weinen und ich mit ihm; er würde mit feuriger Zunge reden und ich würde getröstet sein; mein Herz würde in das seinige hinüberfließen; er würde meine Seele ergreifen und ich seinen Gott. Aber was bin ich für diesen Pfarrer hier, und was ist er für mich? Ein Individuum des unglücklichen Geschlechtes, ein Schatten, wie er deren täglich sieht, eine Ziffer mehr für das Buch der Hinrichtungen!

Ich habe vielleicht Unrecht, daß ich ihn so zurückweise; er ist doch ein guter, ich bin ein böser Mensch. Ach, das ist nicht meine Schuld; der Athem eines Verurtheilten verdirbt und entwürdigt Alles.

Man hat mir eben Speise gebracht und geglaubt, mein Körper müsse hungrig sein. Es sind ausgewählte Gerichte, ein Huhn, wie ich glaube, und noch andere Speisen. Ich habe zu essen versucht; aber beim ersten Bissen ist mir Alles aus der Hand gefallen; es schien mir bitter und übelriechend zu sein!

31.

Es ist ein Mann mit dem Hut auf dem Kopf zu mir gekommen, der mich kaum angesehen hat; er öffnete einen Maßstab und fing an, die Mauersteine von oben bis unten auszumessen; er sagte mit lauter Stimme bald: „So ist's," und bald wieder: „So ist's nicht."

Ich fragte den Gensdarmen, wer das sei? — „Es scheint eine Art von Unter-Architekt, der im Gefängniß zu thun hat, zu sein."

Dagegen war dieser in Bezug auf mich neugierig; er wechselte einige Worte mit dem Schließer, heftete dann die Augen auf mich, schüttelte den Kopf und fuhr in seiner Arbeit fort.

Nach geendigter Arbeit näherte er sich mir und sagte mit seiner scharfen Stimme: „Mein guter Freund, in sechs Wochen wird es in diesem Gefängnisse besser aussehen." — Seine Mienen aber schienen zu bedauern, daß ich davon keinen Genuß mehr haben würde.

Er wollte wohl mit mir scherzen, wie man mit einer jungen Frau am Hochzeitabend schäckert.

Der Gensdarme, ein alter Soldat, übernahm die Antwort, indem er bemerkte, daß man in einem Sterbezimmer nicht so laut sprechen dürfe. Der Architekt ging fort und ich blieb zurück, wie einer von den Steinen, die er so eben ausgemessen hatte.

32.

Auch etwas Lächerliches ist mir noch begegnet.

Man kam, um meinen guten Gensdarmen abzulösen, und ich drückte ihm nicht einmal die Hand zum Abschied. Durch einen andern wurde er ersetzt; durch einen Menschen mit eingedrückter Stirne, mit Ochsenaugen, mit einem dummen Gesichte, auf den ich kaum acht gab, indem ich am Tisch saß und der Thüre den Rücken zuwendete. Ich suchte einige Ruhe des Geistes wieder zu gewinnen.

Einen leichten Schlag fühlte ich auf der Schulter, wendete mich um, und war mit dem neuen Gensdarmen allein.

Er redete mich etwa auf folgende Weise an: „Verurtheilter, habt Ihr ein gutes Herz?"

„Nein."

Meine barsche Antwort schien ihn irre zu machen; indessen fuhr er zögernd fort: „Man ist nicht boshaft um des Vergnügens Willen, es zu sein."

„Warum nicht? — Wenn Ihr mir weiter nichts zu sagen habt, so schweigt oder kommt zur Sache."

„Verzeihung, Herr Verurtheilter! erlaubt mir nur zwei Worte. Ihr könntet hier das Glück eines armen Teufels machen, und da es Euch weiter nichts kostet, warum solltet Ihr es nicht thun?"

Ich zuckte die Achseln. „Kommt Ihr aus Charenton? Wie kann ich das Glück eines Menschen machen? Ihr habt ein sonderbares Gefäß gewählt, um damit aus dem Brunnen Fortuna's zu schöpfen.“

Bei diesen Worten nahm sein Gesicht einen geheimnißvollen Ausdruck an, der zu seinem dummen Aussehen wenig paßte, und er redete mit gedämpfter Stimme:

„Ja, Verurtheilter, ja, mein Glück, mein ganzes Glück! Ich bin ein armer Gensdarme. Der Dienst ist schwer und der Sold gering; mein Pferd gehört mir und ruinirt mich. Da setze ich nun in die Lotterie, um zu contrebalanciren. Man muß doch etwas treiben. Wer gewinnen will, muß eine gute Numero wählen; ich suche und finde sie nicht; ich setze auf 76 und kommt 77 heraus. Nur noch ein wenig Geduld, lieber Herr; ich bin eben zu Ende. Jetzt ist die beste Gelegenheit für mich da. Mir scheint es, daß Ihr heute abreis't, und ich weiß, daß Leute wie Ihr das Schicksal der Nummern im Voraus wissen. Versprecht mir, morgen Abend zu kommen, und gebt mir drei Nummern, welche dann gewinnen werden. Kommt nur; ich fürchte mich vor Gespenstern nicht, und hier habt Ihr meine Adresse: Kaserne Popincourt, Treppe A Nro. 26, ganz hinten auf dem Vorplatz. Ihr werdet mich doch leicht wieder erkennen? Wenn es Euch bequemer ist, so könnt Ihr noch heute Abend kommen.“

Ich würde dem Einfaltspinsel auf dieses Geschwätz gewiß nicht geantwortet haben, wenn nicht plötzlich ein Strahl von Hoffnung in meinem Geiste aufgedämmert wäre. Wenn man sich in einer so verzweiflungsvollen Lage befindet, wie jetzt die meinige ist, so glaubt man, es sei möglich, mit einem Haare eine Kette zu durchsägen.

Ich spielte daher, so gut es sich ein Paar Stunden vor dem Tode noch thun läßt, den Komödianten und sagte zu ihm: „Ja, mein Freund, ich will dich reich machen, reicher, als einen König; aber nur unter einer Bedingung.“

Weit riß er die Augen auf.

„Sagt mir die Bedingung! ich will Alles thun, was Ihr verlangen werdet.“

„Anstatt drei Nummern sollst du deren vier haben, und dagegen wollen wir die Kleider verwechseln.“

„Ist's weiter nichts?“ erwiederte er, indem er schon anfing, seine Uniform aufzuknöpfen.

Ich hatte meinen Stuhl verlassen, ihn schärfer in's Auge gefaßt und mein Herz pochte lauter; schon sah ich, wie vor dem Gensdarmen sich alle Riegel öffneten: schon lag die offne Straße und die freie Welt vor und der Justizpalast hinter mir.

Der Gensdarme mochte meine Absicht errathen haben. Wie ich es auch anfing, es wollte mir nicht gelingen,

und so schwand die letzte Hoffnung meines Lebens. Der Soldat meinte, ich müsse erst todt sein, ehe ich ihm helfen könne.

33.

Ich schloß die Augen, bedeckte sie mit den Händen und suchte in der Vergangenheit die Gegenwart zu vergessen. Im Traum erschienen mir jetzt die Erinnerungen meiner Kindheit und Jugend, mild, sanft und lächelnd, wie blumenreiche Inseln auftauchend aus den schwarzen Abgründen der Nachtgedanken meines Gehirnes.

Ich träumte, wieder ein Kind zu sein, ein heiterer und lachender Schulknabe, mit meinen Brüdern mich herumtummelnd, spielend und scherzend, unter der schönen Allee von wilden Kastanienbäumen, wo ich meine ersten Jahre verlebte, zwischen der engen Umzäumung des Gartens der frommen Schwestern, der über das Val de Grace emporragt.

Vier Jahre später, so träumte ich fort, war ich noch ein Kind, aber schon träumerisch und leidenschaftlich; ein junges Mädchen kam in den einsamen Garten.

Die kleine Spanierin mit ihren großen Augen, ihren langen Haaren, mit ihrem braunen Teint, mit ihren rothen Wangen und rosigen Lippen, die vierzehnjährige Andalusierin Pepa.

Unsere Mütter erlaubten uns. mit einander im Garten herumzulaufen. Wir plauderten zusammen, wir Kinder desselben Alters, aber nicht desselben Geschlechtes.

Wir liefen und wir rangen um die Wette; ich machte meiner Pepa den schönsten Apfel vom Baume streitig; wir schlugen uns um ein Vogelnest; sie weinte und ich sagte: „Dir ist Recht geschehen!“ worauf wir beide zu unsern Müttern gingen, um uns zu beklagen; die Mütter gaben uns beiden Unrecht und im Stillen auch wieder beiden Recht.

Sie stützte sich auf meinen Arm, und wir söhnten uns wieder aus; ich war gerührt und stolz darauf, ihr den Arm bieten zu dürfen.

Leise mit einander plaudernd gingen wir ein andermal im Garten umher; sie läßt ihr Schnupftuch fallen und ich hebe es auf; unsere Hände berühren sich und zittern. Sie erzählt mir von den jungen Vögeln, von dem Stern, der da unten blinkt, von der glühenden Abendsonne dort hinter den Bäumen, von ihren Freundinnen in der Pension, von ihren Kleidern und Bändern. Wir erröthen, obgleich unser Gespräch so unschuldig ist. Aus dem Kinde ist, kaum ein Jahr später, eine Jungfrau geworden.

O wie schön war jener Sommerabend, der jetzt vor meinem Geiste schwebt! Wir saßen unter dem Kastanienbaume, ganz im Hintergrunde des Gartens; wir saßen lange schweigend neben einander, wie wir es oft zu thun pflegten, wenn wir allein beisammen waren.

Endlich unterbrach sie dieses Schweigen und rief: „Wir wollen um die Wette laufen!“

Noch steht sie vor meinen Augen; sie trug ein schwarzes Kleid und trauerte für ihre Großmutter. Ein kindlicher Gedanke ging ihr durch den Kopf; Pepa wurde wieder Pepita und sagte: „Laß uns laufen!“

Schnell lief sie vor mir her mit ihrer feinen und schlanken Taille, mit den schönen Füßen, welche die üppigen Falten des Kleides bis gegen die Waden emporwarfen; ich verfolgte die Fliehende; der Wind und die schnelle Bewegung schlugen ihr schwarzes Halstuch zurück und ich konnte den braunen und jugendlichen Nacken sehen.

Da war ich außer mir. Ich erreichte sie ganz in der Nähe des verfallenen Klostergrabens, faßte sie mit dem Recht eines Siegers am Gürtel und zog sie auf eine Rasenbank nieder. Sie ließ es geschehen, lachte und scherzte, ich aber war ernsthaft und sah ihr durch die dunkeln Wimpern in die schwarzen Augensterne tief hinein.

„Setze dich zu mir,“ sprach sie, „es ist noch hell, und wir wollen etwas lesen. Hast du ein Buch?“

Ich hatte das zweite Bändchen der Reisen von Spallanzani bei mir, schlug es auf, rückte ihr näher und sie lehnte ihre Schulter an die meinige; wir lasen beide für uns auf derselben Seite. Wenn wir das Blatt umdrehen wollten, so mußte sie immer auf mich warten.

Mein Geist ging langsamer, als der ihrige, und wenn ich kaum angefangen zu lesen, so fragte sie schon, ob ich fertig wäre.

Unsere Köpfe, unsere Haare berührten sich; eins fühlte den Athem des andern, und plötzlich lagen wir Mund an Mund.

Wir wollten weiter lesen, und schon brannten am Himmel die goldnen Sterne.

„Ach, Mutter, Mutter!“ sagte sie, als wir zurückgekommen waren, „wenn du wüßtest, wie viel wir herumgelaufen sind!“

Ich schwieg, und meine Mutter sprach: „Du sagst nichts und scheinst traurig zu sein.“ — Ja, ich schwieg, aber im Herzen hatte ich ein Paradies, und dieses Abends werde ich immer gedenken, mein ganzes Leben lang. — Mein ganzes Leben lang?

34.

Es hat so eben geschlagen, ich weiß aber nicht, wie viel; ich höre die Glockenschläge nicht deutlich, und es klingt mir wie Orgelton; das sind wohl meine letzten Gedanken, die ich klingen höre.

In diesem hehren Augenblick, wo ich mich an alten Erinnerungen auferbaue, empfinde ich mit Schaudern mein Verbrechen und bin von tiefer Reue niedergedrückt. Aber es ist kein Raum in meiner Seele für

die Reue; denn die schwarzen Todesgedanken füllen mich ganz aus, bis in alle Tiefen meines Geistes.

Wenn ich an den Schlag des Henkerbeiles denke, der alle Fäden meines Daseins durchschneiden soll, so schaudere ich zusammen über dies letzte und neueste Ereigniß. Meine Kindheit und Jugend sind ein schönes Gewebe aus Goldstoff, aber mit blutigem Saume. Zwischen dem Damals und dem Jetzt sehe ich einen Blutstrom fließen von meinem Blute und dem eines Andern.

Wenn man einst meine Geschichte lesen wird, so wird man nicht glauben wollen, daß auf so viele Jahre von Unschuld und Glück ein Jahr des Verbrechens und Unglücks folgen konnte, das mit einer bösen That beginnt und mit einer Todesstrafe schließt; man wird meinen, dies Jahr gehöre nicht in meine Lebensgeschichte.

Wohl bin ich ein elender Mensch, und doch war ich nie ein böser.

O, in wenigen Stunden sterben zu müssen, und zu denken, daß ich heute vor einem Jahre noch frei war, noch schuldlos und unbefleckt, daß ich unter den Bäumen hinwandelte und daß die Herbstblätter unter meinen Füßen rauschten! — O stille, stille! —

35.

In diesem Augenblick ist um mich her und ganz in meiner Nähe in den Häusern, die den Palais und den Greveplatz umgeben, ein mannigfaches Treiben; Menschen gehen und kommen, plaudern und lachen, lesen die Journale und denken an ihre Arbeit; Kaufleute treiben Handel, junge Mädchen bereiten ihren Anzug für den Ball des heutigen Abends und Mütter spielen mit ihren Kindern.

36.

Als ich noch ein Kind war, stieg ich eines Tages nach der großen Glocke von Notre-Dame empor. Mir schwindelte damals, nachdem ich die finstere Wendeltreppe hinaufgestiegen und über die schmale Galerie, welche die beiden Thürme verbindet, hingegangen war. Ich sah nun Paris zu meinen Füßen tief unter mir liegen, als ich in den Käfich aus Mauersteinen und Balkenwerk trat, wo die große Glocke mit dem Klöpfel hängt, der an tausend Pfund wiegt.

Zitternd schritt ich über die nicht ganz zusammengefügten Balken hin, betrachte in geringer Entfernung die beim Pariser Volk so berühmte Glocke und bemerkte schaudernd, daß das Schieferdach um den Glockenthurm

mit meinen Füßen gleichlief. Auch sah ich im Vogelperspektive, wie die Menschen auf dem Platz von Notre-Dame sich wie in einem Ameisenhaufen bewegten.

Mit einem Male schlug die ungeheure Glocke an; eine gewaltige Lufterschütterung fühlte ich auf dem Thurme; die Bretter über den Balken zitterten und der Lärm hätte mich beinahe umgeworfen; ich schwankte schon; erschrocken legte ich mich auf den Boden und hielt mich mit beiden Armen fest, lautlos und athemlos; mir klimpelte es entsetzlich in den Ohren; unter mir sah ich in den Abgrund, wo die Menschen sicher und ungefährdet wandelten.

Mir scheint es, als sei ich auch heute wieder auf dem Glockenthurme; ich bin betäubt und außer mir. Es ist mir, als ob Glockengeläute mein Gehirn erschütterte, und ich sehe nicht mehr das klare und ruhige Leben um mich, welches ich verlassen habe, sondern erblicke es nur wie durch die Spalten über jähe Tiefe.

37.

Das Stadthaus (Hôtel de Ville) ist ein unfreundliches Gebäude.

Mit seinem scharfzulaufenden und spitzigen Dache, seiner seltsam geformten Kuppel, seinem großen weißen Zifferblatt, seinen unzähligen Fenstern, seinen von Fußtritten abgenützten Treppen, seinen beiden gewölbten

Bogen zur Rechten und Linken steht es mit dem Greve-platz auf derselben Höhe, und der Zahn der Zeit hat es auf traurige Weise benagt. Es ist so düster, daß es selbst im Sonnenschein diesen Charakter nicht verliert. Am Tage einer Hinrichtung speien seine Thore Gensdarmen aus und seine Fenster sehen ernst auf den Verurtheilten nieder. Abends strahlt dann das Zifferblatt, dessen Zeiger die verhängnißvolle Stunde andeutete, in röthlichem Sonnenglanze über der düstern Facade.

38.

Es ist ein Viertel auf zehn Uhr.

Ich fühle ein heftiges Kopfweh, Kälte im Innern und eine glühende Stirne. Bei jeder Bewegung kommt es mir vor, als ob eine Flüssigkeit in meinem Gehirn woge, die es an die Wände der Hirnschale schleudere.

Ich fahre krampfhaft zusammen und von Zeit zu Zeit entfällt die Feder meiner Hand, wie durch einen galvanischen Schlag.

Die Augen gehen mir über, als ob ich im Rauch säße.

Die Ellenbogen thun mir weh.

Noch zwei Stunden und fünfundvierzig Minuten, und ich werde geheilt sein.

39.

Sie sagen, daß es nichts zu bedeuten habe, daß man keine Schmerzen leide, daß es ein sanftes Ende, und daß der Tod auf diese Weise sehr vereinfacht sei.

Ist diese sechswöchentliche Agonie und dieses Röcheln des letzten Tages, diese Angst des furchtbaren Tages, der so langsam und auch so schnell vergeht, diese Leiter von Qualen, die erst am Schaffot endigt, ist das nichts? Heißt das nicht leiden?

Ist es minder schrecklich, wenn ein Gedanke nach dem andern erlöscht, als wenn das Blut Tropfen vor Tropfen erstarrt?

Wissen sie so gewiß, daß man nicht leidet? Wer hat es ihnen gesagt? Weiß man sich zu erinnern, daß irgend einmal ein blutiger Kopf sich am Rande des Korbes aufgerichtet und zum Volke gesagt habe: „Es thut gar nicht weh!“ Sind die Todten wieder gekommen, um ihnen für die schöne Erfindung höflichst zu danken und zu bemerken, daß die Maschine ganz vortrefflich sei? Oder haben sie sich einmal an die Stelle desjenigen gedacht, der hier seinen Kopf unter das blutgierige Messer legen muß? Glauben sie, den Schmerz wegescamodiren zu können?

40.

Es ist sonderbar, daß ich so oft an den König denke. Ich glaube immer eine Stimme zu vernehmen, die mir zuflüstert.

Es gibt zu derselben Stunde in dieser Stadt, nicht weit von hier, in einem andern Palaste, einen Mann, der auch an allen seinen Thüren Garden stehen hat, einen Mann, der im ganzen Land nur einmal vorhanden ist, gerade so wie du, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß er eben so hoch steht, als du niedrig. Jede Minute seines Lebens besteht aus Größe, Ruhm, Entzücken und Berauschung; Liebe und Verehrung umgeben ihn; die lautesten Stimmen werden leise, wenn sie mit ihm reden, und der Stolzeste beugt das Haupt vor ihm; er hat nur Gold und Seide um sich. Zu dieser Stunde hält er vielleicht einen Ministerrath, worin Alle seiner Meinung sind, oder er denkt an die morgende Jagd, oder an das Fest des heutigen Abends, und überläßt die Vorbereitung dazu den Andern. Dieser Mann nun hat Fleisch und Bein, wie du, und es wäre hinreichend, um dein Leben zu retten, wenn er mit dieser Feder auf ein Stückchen Papier die wenigen Buchstaben seines Namens schriebe, oder wenn nur seine Carosse deinem Karren begegnete, schnell würde alsdann das Blutgerüste zusam-

menstürzen und Freiheit, Glück, Leben und Ehre, Alles wäre dir wiedergegeben! Der König ist vielleicht ein guter Mensch, und würde mich vielleicht auch retten wollen; aber weiß er auch etwas von mir?

41.

Auf, Muth gefaßt! Ich will den schrecklichen Gedanken mit beiden Händen ergreifen und ihm fest in's Gesicht sehen. Er soll mir Rechenschaft ablegen und sagen, was er ist und was er von mir will; ich will ihn nach allen Seiten betrachten, will seine Räthsel untersuchen und einen Blick aus diesem Leben in's Grab werfen.

Mir deucht es: Wenn meine Augen sich schließen werden, dann werde ich eine große Klarheit und tiefe Abgründe voll Licht erblicken, in welchen mein Geist hinrollen wird. Der Himmel wird in seinem eigenen Glanze strahlen, und die Gestirne werden daran hängen, wie dunkle Flecken, wie schwarze Punkte an einem Goldstoff.

Aber ich Unglücklicher! könnte es nicht auch ein scheußlicher Abgrund sein, dessen Wände mit Finsterniß bedeckt wären und in den ich immer tiefer hinabstürzte, gräßliche Gestalten erblickend, die sich in der Finsterniß bewegten?

Oder könnte ich nicht auch auf irgend einem feuchten und schlüpfrigen Boden tief da unten wieder aufwachen,

umherkriechend in der Finsterniß, und wie ein rollender Kopf mich um mich selbst drehend? Könnte dort nicht ein heftiger Wind wehen, mich umherjagen und meinen Schädel gegen andere Schädel werfen? Könnten dort nicht Sümpfe von einer lauen, schwarzen und mir völlig unbekannten Flüssigkeit sein? Wenn sich meine Augen aufwärts kehrten, so würden sie einen düsteren Himmel und Rauchsäulen erblicken, die noch finsterer sind, als die Finsterniß; sie würden durch die Nacht rothe Fünkchen flattern sehen, die, in der Nähe betrachtet, feurige Vögel wären. So ginge es die ganze Ewigkeit hindurch.

Auch könnten in düsteren Winternächten sich die Geköpften auf dem Greveplatz, der ihnen angehört, versammeln. Das wäre eine unblutige und bleiche Versammlung, bei der auch ich nicht fehlen dürfte. Man wird leise sprechen und den Mond am Himmel nicht sehen; das Stadthaus wird dastehen mit seiner wurmstichigen Façade, mit seinem ausgezackten Dach und mit seinem Zifferblatt, das für Keinen barmherzig gewesen ist. Auf dem Platze wird eine Guillotine der Hölle stehen und ein Teufel wird einen Henkersknecht hinrichten, Morgens um 4 Uhr. Wir Andern aber werden uns neugierig um das Gerüste drängen!

Wahrscheinlich wird es so sein. Aber wenn die Todten wieder kommen, unter welcher Gestalt werden sie erscheinen? Was wird ihnen von ihrem verstümmelten

Körper übrig bleiben? Wird der Kopf oder der Rumpf als Gespenst erscheinen?

Was wird der Tod mit unserer Seele anfangen und welche Beschaffenheit ihr lassen? Was wird er ihr geben, was nehmen, und wohin sie versetzen? Wird er ihr manchmal leibliche Augen geben, daß sie nach der Erde zurückschauen und weinen könne?

Jetzt holt mir einen Priester! der wird das wissen. Auch gebt mir ein Kreuz, daß ich es küssen könne!

Mein Gott, wieder derselbe!

42.

Ich habe ihn gebeten, mich schlafen zu lassen und habe mich dann auf das Bett gelegt; das Blut stürmte durch die Ader meines Kopfes und ich entschlief zum letzten Schlafe für dieses Leben. Da hatte ich einen Traum. —

Es war Nacht, und ich befand mich — so kam es mir vor — mit einigen, ich weiß nicht, mit welchen meiner Freunde, in meinem Kabinet. Im daranstoßenden Schlafzimmer lag meine Frau und neben ihr das Kind; beide schliefen. Wir sprachen leise zusammen, und was wir sprachen, erschreckte uns. —

Plötzlich glaubte ich in einem der Zimmer meiner Wohnung ein Geräusch zu vernehmen, welches meine Freunde auch hörten. Wir lauschten, und es war, als

ob man leise ein Schloß öffnete, oder als ob ein Riegel leise durchfeilt würde; dabei überlief es uns eiskalt und wir fürchteten uns. Wir dachten, es seien Räuber zur Nachtzeit in das Haus gedrungen und entschloßen uns, nachzusehen; ich nahm die Wachskerze zur Hand und meine Freunde folgten, einer hinter dem andern. —

Wir gingen durch das benachbarte Schlafzimmer, wo meine Frau mit dem Kinde schlief, und kamen dann in den kleinen Saal. Nichts zu sehen! Die Portraits hingen unbeweglich in ihren vergoldeten Rahmen an den rothen Tapeten, aber die Thüre zum Speisesaal schien mir nicht in der gehörigen Verfassung.

Wir traten hinein, ich zuerst, und untersuchten ihn. Die Fenster und die Thüre nach der Treppe waren wohl verschlossen. Als ich in die Nähe des Ofens kam, bemerkte ich, daß der Geräthschrank offen stand und daß die Thüre desselben in die Wandecke gezogen war, um diese zu verbergen, was uns auf die Vermuthung brachte, es müsse Jemand hinter der Thüre stehen.

Ich wollte sie wegziehen, aber sie leistete Widerstand; ich zog stärker; sie gab plötzlich nach und wir entdeckten ein kleines, altes Mütterchen mit herabhängenden Händen, mit geschlossenen Augen, unbeweglich aufrechtstehend, und wie angenagelt in die Wandecke. Ihr Anblick hatte etwas Schauerliches! —

Es sah wunderlich aus, und noch sträuben sich mir die Haare, wenn ich daran denke.

Ich fragte die Alte: „Was treibt Ihr hier?“ und sie antwortete nicht.

Ich fragte weiter: „Wer seid Ihr?“ und sie antwortete wieder nicht und regte sich nicht.

Meine Freunde meinten, es sei ohne Zweifel die Mitschuldige von denjenigen, welche in übler Absicht hereingedrungen wären; sie habe nicht entfliehen können und sich hier versteckt. Ich fragte sie wieder, aber sie blieb noch immer ohne Bewegung, ohne Sprache und ohne Blick. Einer von uns gab ihr einen Stoß und sie fiel zur Erde nieder wie ein todter Körper, wie ein Stück Holz.

Wir hoben sie auf und lehnten sie wieder an die Wand; noch immer gab sie kein Lebenszeichen; man schrie ihr in's Ohr, und sie blieb stumm. Endlich verloren wir die Geduld und zu unserm Schrecken gesellte sich Zorn; einer sagte zu mir: „Halte ihr die Wachskerze unter das Kinn!“ Ich that es. Da öffnete sie halb das eine Auge, aber es war hohl, matt und ohne Blick.

Das Licht wegnehmend rief ich erzürnt: „Wirst du endlich antworten, alte Hexe? Wer bist du?“

Das Auge schloß sich von selbst wieder.

„Das ist aber zu stark,“ sagten die Andern. „Noch einmal das Licht her! Wir wollen sie schon zum Reden bringen.“

Ich hielt das Licht noch einmal unter ihr Kinn,

worauf sie langsam beide Augen öffnete, uns ansah, einen nach dem andern, die Augen wieder schloß und das Licht ausblies; ihr Hauch war eisigkalt. Ich fühlte jetzt, wie in der Dunkelheit drei scharfe Zähne in meine Hand bissen.

In kaltem Schweiß gebadet, wachte ich auf. — Der gute Beichtvater saß zu meinen Füßen und las Gebete.

„Habe ich lange geschlafen?“ fragte ich ihn.

„Mein Sohn,“ sagte er, „Ihr habt eine Stunde geschlafen und Euer Kind wartet im nächsten Gemach auf Euch. Ich habe es nicht zugegeben, daß man Euch wecke.“

„Ach, meine Tochter!“ rief ich; „führt mir meine Tochter her!“

43.

Es ist ein frisches, blühendes Kind mit großen und schönen Augen. Man hat ihr ein Kleidchen angezogen, das ihr gut steht. Ich habe sie auf meine Arme genommen, auf meine Kniee gesetzt und sie auf ihr schönes Haar geküßt. Warum ist die Mutter des Kindes nicht mitgekommen? Die Mutter und die Großmutter sind krank. Das ist gut.

Verwundert sah das Kind mich an, ließ es ganz ruhig geschehen, daß ich es küßte und drückte, und warf manchmal einen Blick auf die Wärterin, die in einer Ecke saß und weinte. Endlich konnte ich zu Wort kommen.

„Marie!“ rief ich, „meine liebe Marie!“

Ich drückte sie heftig an meine Brust und schluchzte. Sie stieß einen Schrei aus und sagte: „Du thust mir weh, Mann!“

Mann! Seit einem Jahr hat das arme Kind mich nicht gesehen, und sie hat mich schon ganz vergessen, bis auf den Ton meiner Stimme. Wer könnte mich aber auch unter diesem Kleide, bei diesem Bart und bei der Blässe meines Gesichtes erkennen? So bin ich also schon aus dem Andenken derjenigen ausgelöscht, die mir so nahe steht? Und kann schon den Namen Vater nicht mehr vernehmen?

Und doch hätte ich für die vierzig Jahre, die man mir nimmt, nichts gefordert, als nur noch einmal aus ihrem Munde diesen Namen zu hören.

„Höre, Marie, kennst du mich nicht mehr?“

Sie sah mich mit den schönen Augen an und sagte: „Ach nein!“

„Sieh' mich genau an! Weißt du nicht, daß ich dein —“

„Ja,“ hat sie gesagt, „ein Herr!“

O wie ist es so hart, auf der ganzen Welt nur noch ein einziges Wesen zu haben, daß man liebt, es vor sich zu sehen, es in seinen Armen zu halten und von ihm nicht erkannt zu werden, von ihm nur Trost zu erwarten, und doch bei ihm keinen Trost finden zu können!

„Marie,“ habe ich gefragt, „hast du einen Vater?“

„Ja, mein Herr!“

„Wo ist er?“

Sie hob die Augen empor, als ob sie nachsinnen wollte, und sagte dann: „Er ist todt, weißt du das nicht?“

Darauf that sie einen heftigen Schrei; ich hätte sie beinahe fallen lassen.

Ich fragte dann: „Weißt du auch, Marie, was das heißt, gestorben sein?“

„Ja; mein Vater liegt unter der Erde und ist im Himmel. Ich bete jeden Morgen und jeden Abend auf dem Schooße meiner Mutter für ihn.“

„Marie, sage mir dann einmal dein Gebet her.“

„Ich kann jetzt nicht beten. Man betet nur Abends, und wenn du heute Abend zu mir kommen willst, so will ich dir mein Gebet sagen.“

„Aber ich bin ja dein Vater.“

„Ah!“ sagte sie zu mir.

Ich fügte hinzu: „Soll ich dein Vater sein?“

Das Kind wendete sich ab und meinte, ihr Vater sei doch weit schöner gewesen. Ich bedeckte sie wieder mit Thränen und mit Küssen; sie suchte sich aus meinen Armen loszuwinden und sagte: „Du thust mir weh!“

Ich nahm sie wieder auf meine Kniee, sah sie mit unverwandtem Blicke an und fragte: ob sie lesen könne.

„Ja, ich kann gut lesen, die Mutter lehrte mich die Buchstaben kennen.“

„So lies einmal!“ Sie hielt gerade ein zerknittertes Papier in ihrer Hand. Da schüttelte sie ihr schönes Köpfchen und sagte: „Ich kann nur Fabeln lesen.“

„Nun, lies einmal, versuch's nur!“

Da entfaltete sie das Stück Papier und buchstabirte: „U r th e i l, Urtheil“....

Ich riß es ihr aus der Hand; denn sie buchstabirte an dem Todesurtheil ihres Vaters. Für einen Sous hatte es die Wärterin gekauft; aber mir war es theurer zu stehen gekommen. Ich finde keine Worte, um auszudrücken, was ich jetzt empfand. Meine Heftigkeit hatte das Kind erschreckt und dem Weinen nahe gebracht; sie verlangte ihr Papier zurück, um damit zu spielen. Ich bat die Wärterin, das Kind fortzuführen, und sank verzweifelnd und ermattet auf einen Stuhl.

Jetzt sollten sie kommen; nichts hält mich mehr fest; die letzte Fiber meines Herzens ist zerrissen und jetzt bin ich für die Guillotine reif.

44.

Der Priester und der Kerkermeister, das sind gute Leute; und ich glaube, sie haben eine Thräne geweint, als mein Kind fortgeführt wurde.

Auch das ist nun vorbei; die Zeit hat einen raschen Fuß und ich muß jetzt an den Henker, an den Karren, an die Gensdarmen, an die Volksmasse auf der Brücke,

auf dem Quai und an den Fenstern denken, und an dasjenige, was auf dem Greveplatz meiner wartet, den man mit den Hirnschädeln derjenigen pflastern könnte, welche auf ihm schon enthauptet worden sind.

Es bleibt mir kaum eine einzige Stunde, um mich an alles das zu gewöhnen.

45.

All dies Volk wird lachen, in die Hände klatschen, seinen Beifall kund geben, und unter diesen freien, mit dem Kerkermeister noch nicht vertrauten Leuten, welche jetzt so neugierig sich zum Schauspiel einer Hinrichtung drängen, unter diesen Köpfen, die den Platz überdecken, wer weiß, wie mancher unter ihnen bestimmt ist, mir in den blutigen Korb nachzufolgen. Mancher, der jetzt für mich hierher kommt, wird bald für sich kommen müssen.

Für diese Menschen gibt es auf dem Greveplatz einen verhängnißvollen Ort, einen Anziehungspunkt, eine Schlinge, um die sie sich herumdrehen, bis sie selber hineingefallen sind.

46.

Meine kleine Marie! man bringt sie wieder nach Hause. Aus dem Schlage des Miethwagens sieht sie über die Volksmasse hin und denkt schon nicht mehr an den Herrn.

Vielleicht habe ich noch Zeit, einige Zeilen für sie niederzuschreiben, damit sie in fünfzehn Jahren an mich denke und mir eine Thräne weine.

Ja, sie soll von mir meine Geschichte erfahren und soll wissen, warum ich ihr einen blutbefleckten Namen hinterlasse.

47.

Meine Geschichte. *)

---

*) Anmerkung des Herausgebers.
Die Blätter, die an die vorhergehenden sich anschließen, hat man noch nicht finden können. Vielleicht hatte der Verurtheilte keine Zeit mehr, sie zu schreiben, wie dies aus dem Folgenden zu erhellen scheint. Es war zu spät.

III. Aus einem Zimmer des Hotel de Ville.

48.

Aus dem Hotel de Ville! — So bin ich endlich auch hier! — Die traurige Ueberfahrt ist geschehen. Vor mir liegt der Greveplatz, und es heult die Volksmasse wie ein Hund, der nach Blut dürstet. —

Ich wollte mir Muth sammeln; aber die Kraft fehlte, als ich über die Köpfe der Menge die zwei rothen Arme zwischen den Laternen auf dem Quai sich erheben sah. Ich verlangte, eine letzte Willenserklärung machen zu dürfen, und man hat nach einem königlichen Prokurator geschickt. Ich warte auf ihn, und diese Zeit ist jedenfalls gewonnen.

Es hat drei Uhr geschlagen und man hat mir gesagt, daß es Zeit sei. Ich zitterte, als ob ich seit sechs Monaten, sechs Wochen und sechs Stunden nicht an alle diese Dinge schon gedacht und mich mit ihnen vertraut gemacht hätte, oder als ob mir das Alles ganz unerwartet wäre.

Sie haben mich wieder über Treppen und Vorplätze geführt und in ein enges, dunkles, von einem regnerischen und nebeligten Tage kaum erhelltes Gemach gebracht. In der Mitte war ein Stuhl, auf den ich mich setzen mußte. An den Thüren und den Wänden standen mehrere Personen, außer dem Geistlichen und den Gensdarmen; auch sah ich noch drei andere Männer.

Der erste, alt und groß, mit einem rothen Gesichte, trug einen Ueberrock und einen dreieckigen Hut. Das war Er, der Henker, der Knecht der Guillotine. Die beiden anderen waren seine Knechte.

Als ich mich nun niedergesetzt hatte, da sind die beiden Knechte hinter mich geschlichen wie Katzen; da habe ich ein kaltes Eisen und eine Scheere auf meinem Kopf gefühlt und die Haare sind mir auf die Schultern gefallen. Der Mann mit dem dreieckigen Hut hat sie mit seiner breiten Hand weggestrichen.

Man sprach mit leiser Stimme im Gemach; aber draußen wogte ein dumpfes Geräusch durch die Luft, dessen Tonwellen an mein Ohr schlugen. Zuerst hielt ich es für das Murmeln der Seine, aber dann vernahm ich grelles Gelächter dazwischen, und dachte an den Strom der Menschenmasse.

Ein junger Mann, der mit Bleistift in eine Brieftasche schrieb, fragte, was man hier mache? Worauf ihm geantwortet wurde: „Man nennt das die Toilette

des Verurtheilten.“ — Ich dachte dabei, daß man es wohl morgen in den Zeitungen lesen würde.

Jetzt zog mir einer der Knechte die Weste aus und der andere ergriff meine herabhängenden Hände, legte sie auf meinem Rücken zusammen, und ich fühlte, wie sie geknebelt wurden; der andere entledigte mich der Halsbinde und meines Hemdes von Batist, des einzigen Lumpens, der mir noch aus früherer Zeit übrig geblieben war; er zögerte einen Augenblick und fing dann an, den Kragen abzuschneiden.

Bei diesen entsetzlichen Vorbereitungen, und als der Stahl meinen Hals berührte, fuhr ich schaudernd zusammen und stieß ein halbersticktes Brullen aus. Die Hand des Executors zitterte. „Verzeihen Sie, mein Herr,“ sagte er höflich, „habe ich Ihnen wehe gethan?“ — Was doch die Henker für gefühlvolle Menschen sind! Lauter heulte draußen die Menschenmasse.

Der dicke Mann mit dem rothen Gesicht bot mir ein mit Essig getränktes Taschentuch zum Riechen an, wofür ich ihm mit der Bemerkung dankte, daß ich mich ganz wohl befände.

Darauf wurden mir mit einer feinen und schlaffen Schnur die Füße so gebunden, daß ich nur noch kleine Schritte machen konnte. Diese Schnur wurde mit derjenigen meiner Hände zusammengeknüpft. Der dicke Mann warf mir dann ein Wams über und band die

Aermel desselben unter meinem Kinne zusammen. Jetzt waren sie fertig.

Nun kam der Priester mit seinem Kruzifix und sagte: „Wohlan, mein Sohn!“

Die Knechte faßten mich unter den Armen, ich ging vorwärts und fühlte mich sehr schwach auf den Füßen. In diesem Augenblick öffneten sich die äußern Flügelthüren. Ein wüthendes Geschrei, die kalte Luft und das helle Tageslicht drangen zu mir herein in die Dunkelheit. Aus der Tiefe des finstern Gemaches sah ich durch trüben Regen das tausendköpfige Ungeheuer der rohen Volksmasse, welches heulend an's Treppengeländer sich geklammert hatte; zur Rechten, in gleicher Höhe mit der Thürschwelle, eine Reihe von Gensdarmen-Pferden, von welchen ich nur die Füße und die Brustriemen sehen konnte; vor mir stand ein Detaschement Soldaten in Schlachtordnung; links sah ich das Hintertheil eines Karrens, an den eine Leiter gelehnt war.

Welch ein häßliches, welch ein abscheuliches Gemälde, in den schwarzen Rahmen einer Gefängnißthüre gefaßt!

Für diesen furchtbaren Augenblick hatte ich allen Muth aufgespart. Noch drei Schritte, — und ich stand auf der Schwelle des Gemaches.

„Da ist er! da ist er!“ schrie das Volk, „er kommt endlich heraus.“ Die Zunächststehenden schlugen in die Hände und hätten keine größere Freude haben können, wenn ihr geliebter König erschienen wäre.

Ich sah einen ganz gewöhnlichen Karren mit einem schwindsüchtigen Gaul und mit einem Knecht in blauem rothdurchwirkten Kittel, wie sie die Gärtner in der Nähe von Bicêtre tragen.

Der dicke Mann mit dem dreieckigen Hut stieg zuerst hinauf, und die Kinder auf dem Geländer schrieen ihm zu: „Guten Tag, Herr Samson!" Dann kam ein Knecht, und die Kinder schrieen wieder: „Bravo, Herr Dienstag!" Beide nahmen auf dem vorderen Bänkchen Platz.

Mit festem Tritte stieg ich jetzt auf den Wagen und hörte, wie eine Frau sagte: „Er schreitet fest!" Wirklich flößte dieser Lobspruch mir einigen Muth ein. Der Priester nahm wieder seinen Platz neben mir. Ich saß auf dem hinteren Bänkchen und kehrte dem Pferd den Rücken zu; von allen Seiten war ich von Gensdarmen umringt und von Menschen aller Art. Der Platz glich einem Meer von Köpfen. Endlich setzte sich der Karren und seine ganze Begleitung in Bewegung; das Geheul der Masse folgte, ihn gleichsam fortstoßend. In dem Augenblicke, als der Karren gegen den Pont au Change einlenkte, erhob sich ein Geschrei auf dem Platze von der Straße bis zu den Dächern hinauf und von den Brücken und Quais wurde so laut geantwortet, daß die Erde erbebte. Ein Menschenschwarm, welcher hier gewartet hatte, schloß sich abermals dem Zuge an.

„Hut ab, Hut ab!" schrieen tausend Stimmen. Wie für den König! Ich selbst lachte gräßlich und sagte zum

Geistlichen: „Sie die Hüte, ich den Kopf!“ Im Schritt ging der Zug weiter. Es war gerade ein Markttag und der ganze Quai duftete von Blumen; die Blumenmädchen liefen herbei, um mich zu sehen. Gerade gegenüber, etwas vor dem viereckigen Thurme, welcher die Ecke des Palais bildet, sind einige Kneipen, deren Halbgeschoß mit Zuschauern angefüllt war, die sich über ihren schönen Platz nicht wenig freuten; besonders gilt dies von den Weibern. Die Kneipenwirthe werden heute einen guten Tag machen.

Man miethet sich Tische, Stühle, Gerüste und Karren, und alles bricht unter der Last von Zuschauern beinahe zusammen; es schreien die Verkäufer von Menschenblut: „Wer will noch einen Platz kaufen?“ Kauft euch den meinigen, ihr Mitschuldige des Henkers! — hätte ich diesem elenden Volke zurufen mögen, gegen welches ich einen heftigen Ingrimm fühlte. Der Karren fuhr weiter voran.

Als wir auf den Pont au Change fuhren, sah ich zufällig nach der rechten Seite hinter mich, und mein Blick fiel auf einen schwarzen, isolirt stehenden und mit Skulptur verzierten Thurm auf dem andern Quai, hoch über die Häuser ragend. Nahe an der Thurmspitze sah ich das Profil von zwei Ungeheuern aus Steinen. Ich fragte den Priester, was das für ein Thurm sei, und der Henker antwortete: **St. Jaques la Boucherie** (das Schlachthaus zum heiligen Jakob).

Obgleich ein starker Nebel fiel und ein feiner und dichter Regen, der wie ein Spinnennetz sich ausnahm, so entging mir doch nichts von meinen Umgebungen, und jede neue Anschauung brachte mir neue Qual. Mitten auf der Brücke wandelte mich plötzlich Entsetzen an und ich wäre beinahe in Ohnmacht gefallen. Darauf suchte ich mich selbst zu betäuben und meine Sinne für jeden Eindruck zu verschließen; ich hörte kaum noch die Gebete, welche der Priester murmelte, ergriff aber das Kreuz, küßte es und rief: „O Gott, erbarme dich meiner!" In diesen Gedanken suchte ich mich zu vertiefen.

Unterdessen hatte der Regen meine wenigen Kleider durchnäßt und ich fror. „Du zitterst vor Kälte, mein Sohn," sagte der Priester. — „Ja, ich zittere, aber nicht allein vor Kälte." — Wir erreichten den Quai. Tausend Blicke waren auf mich gerichtet und lagen auf mir wie eine ungeheure Last; ich konnte sie nicht länger ertragen; die Blicke erdrückten mich. O Gott, mein Gott! Ich wankte auf meinem Bänkchen und achtete auch auf den Priester nicht mehr; es rauschte mir vor den Ohren und dröhnte wie das Echo in einem kupfernen Kessel. Dazwischen las ich einmal ganz maschinenmäßig die Aufschrift über einem Kaufladen.

Einmal wandelte mich sogar noch das Verlangen an, mich umzuwenden und zu sehen, wohin ich fuhr; dies war die letzte Anstrengung meines Geistes, aber der Körper war zu schwach und mein Nacken blieb wie

gelähmt. Zur Linken sah ich den einen Thurm von Notre-Dame, welcher, von dieser Seite aus betrachtet, den andern verdeckt. Der Wagen fuhr und fuhr, die Häuser gingen langsam vorüber, die Aushängschilder folgten nach einander, die Volksmasse tobte, lachte und watete durch den Schmutz, und ich ließ mich gehen, wie einer, der eben entschlummern will.

Jetzt erreichten wir die Ecke eines freien Platzes; die Stimme der Menschen bekam einen weitern Spielraum und schien mir freudiger zu werden; der Karren hielt plötzlich inne und ich wäre beinahe von meiner Bank gefallen, wenn der Priester mich nicht gehalten und mir Muth zugesprochen hätte. Dann war er mir behülflich, von dem Wagen herabzusteigen; ich that einen Schritt, wollte mich dann umdrehen und vermochte es nicht. Zwischen den beiden Laternen auf dem Quai hatte ich etwas Unheimliches gesehen. Ach, das war kein Traum! Ich blieb stehen, als sei ich schon vom Beil getroffen. „Ich habe eine letzte Willenserklärung zu machen," rief ich mit schwacher Stimme. Man brachte mich hierher. Ich verlangte, daß man mich meinen letzten Willen niederschreiben lassen sollte; sie banden mir die Hände los, und die Schnur liegt vor mir.

49.

Ein Richter, ein Kommissär und eine Magistratsperson sind so eben gekommen. Ich habe mit gefalteten Händen und auf den Knieen um Gnade gefleht und er hat mich mit einem Unheil verkündenden Lächeln gefragt: ob ich ihm weiter nichts zu sagen hätte. „Gnade, Gnade! nur noch fünf Minuten, um Gotteswillen! vielleicht kommt meine Begnadigung noch. Es ist erschrecklich, in meinem Alter so sterben zu müssen. Man hat ja oft im letzten Augenblick einen Unglücklichen noch freigesprochen, und wen sollte man begnadigen, wenn nicht mich?“ — Aber der entsetzliche Henkersknecht ist dazwischen getreten und hat gesagt: daß die Stunde gekommen sei und daß die Hinrichtung keinen Aufschub mehr leide, daß es dazu noch regne und die Maschine rostig werden würde. — „Nur noch eine Minute wartet, oder ich wehre mich und ich beiße! Meine Begnadigung kann noch kommen.“ — Der Richter und der Henker sind bei Seite getreten und ich bin nun mit den Gensdarmen allein. — „O das abscheuliche Volk, diese heulende und blutdürstige Hyäne! Ja, ich werde gerettet werden! man wird, man muß mich begnadigen! O die Elenden! Ich höre, wie sie die Leiter heraufsteigen.“ —

Es ist 4 Uhr! — —

Mirabeau.

I.

Im Jahre 1781 entspann sich in Frankreich, im Schooße einer Familie eine ernste Debatte zwischen einem Vater und einem Oheim. Es handelte sich um einen Taugenichts, mit dem die Familie nichts anzufangen wußte. Es war ein Mensch, der zwar die erste glühende Phase der Jugend schon hinter sich hatte, aber dennoch ganz und gar den Tollheiten des leidenschaftlichen Alters fröhnte, von Schulden belastet und losen Streichen ergeben, sich von seiner Gattin getrennt hatte, um die eines Andern zu entführen, und dafür verurtheilt worden war, in effigie geköpft zu werden. Er entfloh aus Frankreich, erschien aber später wieder dort, wie er sagte, gebessert und bereuend, und verlangte, nach überstandener Kontumaz in der Familie aufgenommen zu werden und seine Frau wieder zu erhalten. Der Vater wünschte diese Vereinigung, da er Enkel haben wollte, um seinen Namen fortzupflanzen und die Hoffnung hegte, als Großvater glücklicher denn als Vater zu sein. Aber der verlorene Sohn hatte seine dreiunddreißig Jahre, und mußte ganz umgeformt werden.

Eine schwierige Erziehung. Hatte er seinen Platz in der Gesellschaft einmal wieder eingenommen, welchen Händen sollte man ihn überantworten? Wer wäre darauf eingegangen, den Rückgrat dieses Charakters wieder grade zu machen? Und deßhalb entstand der Zwist unter den Verwandten. Der Vater wollte ihn dem Oheim geben, dieser ihn dem Vater lassen.

„Nimm ihn," sprach der Vater.

„Ich will ihn nicht," erwiederte der Oheim.

„So bedenke doch nur," versetzte jener, „daß der Mensch gar nichts ist, so eigentlich ganz und gar nichts. Er besitzt Geschmack, ist ein Windbeutel, gibt sich ein Ansehen, hat Anstand, loderndes Feuer, Kühnheit, Suade, und selbst Würde dann und wann. Er ist weder hart noch böse im Befehlen. Und trotz alles dessen überläßt er sich ganz dem Vergessen des vorigen Tages, der Sorglosigkeit für den kommenden, dem Eindrucke des Augenblicks. Er ist ein junger Papagai, ein ungezogener Mensch, der weder das Mögliche noch das Unmögliche kennt, weder das Unbehagliche noch das Bequeme, weder Lust noch Leid, weder Arbeit noch Ruhe, der gleich Alles aufzugeben bereit ist, wenn er Widerstand findet. Dennoch dächt' ich, daß man ein nützliches Werkzeug aus ihm machen könnte, wenn man ihn bei der Eitelkeit zu packen wüßte. Dir entkommt er sicher nicht. Meine Morgenermahnungen werden ihm nicht geschenkt und er begreift meine gut unterstützte Moral

und meine stets so lebendigen Lehren, weil sie auf einem guten Grunde fußen, nemlich: daß man zwar niemals natürliche Anlagen aufzuheben im Stande sei, wohl aber durch den Verstand eine schwache Seite verbergen, und jede Annäherung an dieselbe verhindern könne."

„Also gedenkst du wirklich," erwiederte der Oheim, „aus bloßer Liebe zu einer Nachkommenschaft, ein Knäblein von dreiunddreißig Jahren zu zügeln. Das ist wahrlich eine wüthende Sucht, einen Charakter glätten und ründen zu wollen, der einem Igel gleicht, lauter Stacheln und nur sehr wenig Körper."

Der Vater bestand aber demungeachtet darauf. „Habe doch Mitleid mit deinem Neffen, dem Sturmwind! Er bekennt ja gern seine Verirrungen, denn bereitwilliger als er ist Niemand auf der Welt dazu; aber es ist unmöglich mehr Leichtsinn und Geist zu besitzen. Er ist ein Blitz in der Arbeit und ein Expedirer. Er muß nur nothwendigerweise beaufsichtigt werden. Das fühlt er auch. Und daher sollst du dich seiner annehmen. Er weiß, daß du mir stets Steuermann und Kompaß warst, und das kannst du ihm auch werden. Er setzt seinen Stolz auf seinen Oheim. Ich übergebe ihn dir als ein seltenes Stück für die Zukunft. Du besitzest das nöthige Blei, das seinem Quecksilber gebricht. Wenn du ihn aber halten wirst, so überlaß ihn nie sich selbst. Und wenn er Wunder thäte, so halt' ihn immer und ziehe

ihn beim Ermel; der arme Kerl hat's nöthig. Willst du ihm Vater sein, so wird er dich gewiß zufrieden stellen; bist du ihm blos Oheim, so ist er verloren. Liebe ihn, ich bitte dich darum.“ —

„Nein,“ sprach der Oheim, „ich weiß zu gut, daß Leute seines Schlages die besten Worte zu geben wissen; war er doch sonst, wie er noch um mich war, wie ein sanftes Mädchen, wenn ich nur die Stirne kraus zog. Aber ich mag ihn nicht. Ich bin schon zu alt und finde keinen Geschmack daran, mit der Unmöglichkeit mich herumzuschlagen.“

„Mein Bruder,“ nahm der bittende Greis wieder das Wort, „wenn diese entartete Natur jemals wieder in's Geleise zu bringen wäre, so kann es nur durch dich geschehen. Da er gewiß umzuformen ist, so kann ich ihm keinen bessern Meister wählen. Nimm ihn, sei ihm gut und beständig, du wirst sein Retter werden, und aus ihm dein Meisterstück bilden. Mag er es doch wissen, daß sich hinter diesen langen, schroffen und kalten Zügen der beste Mensch verbirgt, der jemals lebte! Ein Mensch, wie ein Engel! Sondire sein Herz, richte sein Haupt in die Höhe. **Tu es omnis spes et fortuna nostri nominis!**“

„Nichts da,“ rief jener. „Doch nicht etwa deßhalb, weil er nach meiner Ansicht in seinem Falle ein so großes Verbrechen begangen hätte. Da sollte gar kein Aufhebens davon gemacht werden. Eine junge, hübsche

Frau läuft einem jungen Menschen von sechsundzwanzig Jahren nach. Wo lebte wohl der junge Mensch, der das nicht aufhäbe, was er von dieser Art auf seinem Wege findet? Aber er hat ein unruhiges, hochmüthiges, ruhmredigis und widerspenstiges Gemüth! ein böses und lasterhaftes Temperament! Was soll ich mit ihm? Er thut sein Bestes, um dir zu gefallen. Gut! Ich weiß, daß er vielversprechend ist, daß er dir die aufgehende Sonne scheint. Um desto eher will ich mich nicht von ihm zum Narren halten lassen. Die Jugend hat ohnedies stets recht gegen das Alter."

„So dachtest du nicht immer," sagte der Vater betrübt. „Es gab eine Zeit, wo du mir schriebst: Der Junge öffnet mir das Herz."

„Ja," bemerkte der Oheim, „und wo du mir antwortetest: Trau ihm nicht, hüte dich wohl vor seinen glatten Worten."

„Aber was willst du denn nun, daß ich mit ihm anfange?" rief der auf's Aeußerste gebrachte Vater. „Du bist zu vernünftig, um nicht einzusehen, daß man sich einen Sohn, nicht wie einen Arm abschneiden lassen kann. Wäre dies der Fall, so sähest du mich längst einarmig umhergehen. Uebrigens hat man aus zehntausend schwächern und tollern, dennoch Race zu ziehen gewußt. Und, Bruder, nun haben wir ihn einmal, wie wir ihn haben. Sieh mich an, wenn ich dich nicht hätte, so wäre ich nur ein armer, niedergebeugter Greis.

Und so lange wir noch vorhalten, müssen wir ihm beistehen."

Aber der Onkel, ein eigensinniger Mann, schnitt am Ende jede Hoffnung ab, mit diesen graden Worten: „Und ich will ihn einmal nicht! Es ist eine Thorheit aus diesem Menschen noch etwas machen zu wollen. Man sollte ihn, wie seine gute Frau selbst sagt, zu den Insurgenten schicken, damit er seinen Kopf los werde. Du bist gut, aber dein Junge ist böse. Jetzt hat dich nun einmal die Sucht nach einer Nachkommenschaft ergriffen, denke aber nur daran, daß Cyrus und Marc-Aurel glückliche Leute gewesen wären, wenn sie weder Cambyses noch Commodus gehabt hätten!" . . . . .

Scheint es uns nicht, indem wir dieses lesen, als wohnten wir einer jener schönen Scenen der höhern bürgerlichen Komödie bei, wo Molieres Ernst sich fast bis zur Größe eines Corneille schwingt? Gibt es wohl im Moliere etwas Frappanteres in Styl und Manier und dabei Menschlicheres und Wahreres zugleich, als diese beiden imposanten Greise, welche das siebenzehnte Jahrhundert im achtzehnten vergessen zu haben scheint, gleich zwei Resten einer bessern Gesittung? Sehen wir sie nicht hereinschreiten, besorgt und ernst, wie sie sich auf ihre langen Stöcke stützen und durch ihren Anzug eher an Ludwig den vierzehnten, als an Ludwig den fünfzehnten erinnern? ja, an Ludwig den dreizehnten eher, als an Ludwig den vierzehnten? Ist die Sprache,

die wir vernehmen, nicht die Sprache Molieres oder St. Simons? Dieser Vater und dieser Oheim sind die ewigen Typen der Komödie, es sind die zwei Organe, wodurch sie zankt, lehrt oder moralisirt, mitten unter so vielen andern, die nichts thun, als lachen. Es sind der Marquis und der Commandeur, Geronte und Arist, die Gutmüthigkeit und die Klugheit, das bewunderns-werthe Duett, worauf Moliere immer zurückkommt.

L'oncle.

Où voulez-vous courir?

Le Père.

Las! que sais-je!

L'oncle.

Il me semble

Que l'on doit commencer par consulter ensemble

Les choses qu'on peut faire en cet événement *).

---

*) Der Oheim.

Wohin nur eilen Sie?

Der Vater.

Weiß ich es selbst! . . .

Der Oheim.

Mir scheint

Es wäre an der Zeit, wir dächten nun vereint

Mit Ernst darüber nach, was man beginnen sollte.

Die Scene ist vollständig; nichts fehlt, selbst nicht „der Spitzbube von Neffe.“ Das eigentlich merkwürdige an dem vorliegenden Falle besteht jedoch darin, daß die hier mitgetheilte Scene ein wirkliches Factum ist; und daß der Dialog zwischen Vater und Oheim wörtlich in einem Briefwechsel statt gefunden, und zwar in Briefen, die das Publikum in diesem Augenblicke lesen kann; daß ferner der Gegenstand jener ersten Kontestation, ohne daß die beiden Greise selbst eine Ahnung davon hatten, einer der größten Menschen unserer Geschichte gewesen; und daß endlich „der Marquis und der Kommandeur“ der Komödie, hier ein wirklicher Marquis, ein wirklicher Kommandeur waren. Der Eine hieß Victor von Riquetti, Marquis von Mirabeau, der Andere Jean Antoine von Mirabeau, Bailli des Malteser Ordens. Der „Spitzbube von Neffe“ aber war niemand anders als Honore Gabriel von Riquetti, der 1781 von seiner ganzen Familie nur „der Sturmwind“ benannt wurde, und den die Welt jetzt „Mirabeau“ nennt.

Also ein verlorner Mensch, eine entartete Natur, ein Subject, aus dem sich nichts machen läßt, ein Kopf, den man zu den Insurgenten schicken muß, um ihn los zu werden, ein Verbrecher, den das Gericht verurtheilt hatte, eine Geisel endlich, das war Mirabeau 1781 für seine Familie. —

— — Zehn Jahre später, den ersten April des

Jahres 1791, füllte eine ungeheure Menschenmenge die Zugänge eines Hauses der Chaussee d'Antin. Diese Menge war stumm, düster, bestürzt, ja tief betrübt sogar. In dem Hause lag ein Mann im letzten Kampfe.

Das Volk hatte Straße, Hof, Treppe und Vorzimmer überfluthet. Viele waren bereits seit drei Tagen dort. Man sprach nur leise, man wagte nicht zu athmen, man befragte mit Angst die, welche kamen und gingen. Diese Menge war diesem Manne, was eine Mutter ihrem Kinde. Die Aerzte gaben keine Hoffnung mehr. Von Zeit zu Zeit wurden Bulletins ausgestreut, die sich Tausende aus den Händen rissen, und man vernahm das Schluchzen der Frauen. Ein Jüngling außer sich vor Schmerz, erbot sich mit lauter Stimme, sich die Arterie zu öffnen, um sein reiches und gesundes Blut in die verdorrten Venen des Sterbenden hineinströmen zu lassen. Alle, selbst die Einsichtslosesten, schienen von dem Gedanken ergriffen, daß es nicht ein einziger Mensch, sondern daß es vielleicht ein ganzes Volk sei, was in dem Augenblicke verscheide.

Nur eine einzige Frage durchlief die Stadt.

Und dieser Mann starb.

Einige Minuten später, nachdem der Arzt, der zu Häupten des Bettes stand, gesagt hatte: er ist todt, erhob sich der Präsident der Nationalversammlung von seinem Sitze und wiederholte: er ist todt. So schnell

war dieser verhängnißvolle Ausspruch in ganz Paris verbreitet.

Einer der ersten Redner der Versammlung, Barrere de Vieuzac, stand weinend auf und sprach folgendes, das reicher an Thränen, als an Worten war: „Ich verlange, daß die Versammlung im heutigen Sitzungsprotokolle von der gerechten Trauer Kunde gebe, welche der Tod dieses großen Mannes einflößt; und daß im Namen des Vaterlandes eine Einladung an alle Mitglieder der Nationalversammlung ergehe, seinem Begräbnisse beizuwohnen."

Ein Priester von der rechten Seite bemerkte: „Gestern, mitten unter seinen Schmerzen, ließ er den Herrn Bischof von Autun rufen, um ihm eine Arbeit einzuhändigen, die er so eben über die Erbfolge beendigt hatte. Er forderte von ihm, als letzten Freundschaftsdienst, sie in der Versammlung vorzulesen. Dies ist eine heilige Pflicht. Der Herr Bischof soll hiemit die Obliegenheit eines Testamentsvollstreckers des großen Mannes erfüllen, den wir Alle beweinen."

Tronchet, der Präsident, schlug eine Deputation zum Leichenbegängnisse vor. Die Versammlung antwortete hierauf: W i r A l l e g e h e n m i t!

Die Sectionen von Paris bestanden darauf, daß er begraben werde „auf dem Bundesfelde, unter dem Altare des Vaterlandes."

Das Directorium des Departements schlug vor, ihm

zum Grabe zu geben: „die neue Sanct Genovefakirche,“ und zu decretiren, daß „dieses Gebäude zukünftig bestimmt sein sollte, die Asche großer Männer aufzubewahren.“

Bei dieser Gelegenheit sprach Herr Pastoret, Generalprokurator und Syndicus der Gemeine: „Die Thränen, welche wir bei dem Verluste großer Männer vergießen, sollen nicht unbefruchtend bleiben. Einige Völker des Alterthums bewahrten in besondern Denkmälern die Reste ihrer Priester und ihrer Helden. Diese Art von Kultus, welche jene der Frömmigkeit und dem Muthe darbrachten, wollen wir heute der Liebe zum Glücke und zur Freiheit der Menschen darbringen. Der Tempel der Religion werde ein Tempel des Vaterlandes; und das Grab eines großen Mannes werde ein Altar der Freiheit!“

Die Versammlung rief Beifall.

Barnave sprach: „Er hat in der That die Ehren verdient, welche die Nation großen Männern zuerkennen soll, die ihr gut gedient haben.“

Robespierre, das heißt der Neid, stand auch auf und sagte: „Nicht in diesem Augenblicke, wo man überall die Klagen vernimmt, welche der Verlust dieses illustern Mannes erregt, der in sehr kritischen Epochen so viel Muth gegen den Despotismns entwickelte, darf man sich Dem widersetzen, daß ihm ehrende Auszeichnungen zu Theil würden. Ich unterstütze den Vorschlag mit

meiner ganzen Macht, oder vielmehr mit meinem ganzen Gefühle.“

An jenem Tage gab es keine linke und keine rechte Seite in der Versammlung, die einstimmig folgendes Decret erließ:

„Das neue Gebäude der Sanct Genovefakirche soll „bestimmt sein, die Asche großer Männer aufzunehmen. „Ueber dem Fronton werden die Worte eingegraben:

„Aux grands hommes
„La Patrie reconnaissante *).

„Der gesetzgebende Körper entscheidet allein, wem diese Ehre zuerkannt werden soll.“

„Honore Riquetti Mirabeau ist für würdig erklärt, diese Ehre zu empfangen.“

Und der Mann, der so eben gestorben war, hieß Honore von Mirabeau. Der große Mann von 1791, war der verlorne Mensch von 1781.

Andern Tages gab das Volk seiner Leiche ein Gefolge von einer Stunde in der Länge, bei dem jedoch sein Vater fehlte, der seitdem gestorben war, wie es einem alten Edelmanne seiner Sorte ziemte, nemlich am 13. Juli 1789, am Vorabende des Falles der Bastille.

---

*) Den großen Männern, das dankbare Vaterland.

Nicht ohne Absicht brachten wir die beiden Daten 1781 und 1791 einander näher, die Memoiren und die Geschichte, Mirabeau vor und Mirabeau nach, Mirabeau von seiner Familie und Mirabeau von seinem Volke gerichtet. In diesem Contraste findet man einen unerschöpflichen Quell für die Meditation. Wie konnte innerhalb zehn Jahre, aus diesem Plagegeist seiner Familie, der Gott seiner Nation werden? Eine tiefsinnige Frage! —

II.

Man glaube jedoch nicht, daß in demselben Momente, da dieser Mann aus dem Kreise seiner Familie trat, um sich dem Volke zu zeigen, er auch sogleich diesem für einen Gott gegolten hätte. Die Dinge kommen niemals so von sich selbst. Wo das Genie sich erhebt, regt sich der Neid. Und daher wurde auch bis zu seiner Todesstunde Niemand vollkommener und hartnäckiger in jedem Sinne verläugnet, als eben Mirabeau.

Wie er als Deputirter von Aix bei den Generalstaaten erschien, erregte er freilich keine Eifersucht. Er war damals ohne Namen und sogar übel berüchtigt, daher bekümmerte sich Niemand von gutem Rufe um ihn; er war häßlich und plump gebaut, daher erregte er das Mitleid vornehmer Herren von gutem Aussehen. Wie sein Adel unter dem einfach schwarzen Kleide, so verschwanden seine Züge unter unzähligen Blatternarben. Wem wäre es wohl eingefallen, eines solchen Abenteurers wegen eifersüchtig zu werden, der von den Gerichten verfolgt, von häßlichem Aussehen, und gänzlich zu Grunde gerichtet war, und welchen die guten Leut-

chen in Aix, in einem fieberhaften Anfalle zu den Generalstaaten beordert hatten, wahrscheinlich ohne irgend eine Absicht und ohne zu wissen, weßhalb? Dieser Mann, wahrhaftig! zählte für nichts. Der erste beste war schön, reich und bedeutend neben ihm. Er verletzte keine Eitelkeit und trat keiner Anmaßung hinderlich in den Weg. Es war eine unbedeutende Ziffer, welche die wetteifernden Partheien kaum in ihrer Rechnung wahrnahmen.

Nach und nach aber, wie der Abend für alles Bestehende und Veraltete hereinbrach, verdichtete sich der Schatten rings um die Monarchie in solchem Grade, daß der trübe Glanz, welcher den Revolutionsmenschen eigen ist, den Augen bemerkbarer wurde. Mirabeau begann nunmehr zu strahlen.

Da flog der Neid auf ihn zu, wie der Nachtvogel zum Lichte. Und von diesem Augenblicke an bemächtigte sich der Neid seines Namens und ließ ihn nicht mehr. Vor Allem bestritt er, bis zu Mirabeaus letztem Hauche, so seltsam dies auch erscheinen mag, den wohlverdienten Ruhm dieses Namens bei der Nachwelt: sein Rednergenie; der Neid läugnete es ihm unter den Augen weg, ohne ihm noch andere Kränkungen zu ersparen. Dies ist der Weg, den der Neid stets zu gehen pflegt. Es ist immer die schönste Façade des Gebäudes, wohin er seine Steinwürfe richtet. In diesem Falle war übrigens der Neid von unläugbar guten Gründen unterstützt.

Probitas, der Redner soll tadellos sein; Herr v. Mirabeau ist von allen Seiten dem Tadel blosgestellt.

Praestantio, der Redner soll Schönheit besitzen; Herr v. Mirabeau ist häßlich.

Vox amoena, der Redner soll eine angenehme Stimme haben; des Herrn v. Mirabeau's Stimme ist hart, trocken, kreischend, donnernd zwar, aber nicht zum Sprechen geeignet.

Subrisus audientium, der Redner soll von seiner Zuhörerschaft willkommen geheißen werden: Herr v. Mirabeau ist von der Versammlung gehaßt u. s. w.

Daher entschieden Viele, mit selbstzufriedener Miene: Herr von Mirabeau ist kein Redner.

Jedoch alle diese Gründe bewiesen nur Eines: daß nemlich die Mirabeau's von keinem Cicero vorausgesehen werden.

Denn er war kein Redner nach der Einsicht solcher Leute; er war es nach seiner eigenen, nach seiner Natur, seiner Organisation, seiner Seele, seinem Leben. Er war Redner, weil man ihn haßte, wie Cicero einer war, weil man ihn liebte. Er war Redner, weil er häßlich war, wie Hortensius, weil er schön war. Er war es endlich noch dadurch, weil er viel gelitten und gefehlt hatte, weil er in jungen Jahren, wo alle Oeffnungen des Herzens sich erschließen, zurück gestoßen worden war, und verhöhnt, erniedrigt, verrufen, verjagt, beraubt, verbannt, eingekerkert und verurtheilt;

weil, gleich dem Volke von 1789, dessen vollständigstes Symbol er war, er weit über die Jahre hinaus, für unmündig und unter Vormundschaft gehalten wurde; weil das Vaterthum hart für ihn gewesen war, wie das Königthum für das Volk; weil er, gleich dem Volke, eine schlechte Erziehung genossen; und weil diese, für ihn wie für das Volk, ein Laster auf jede Tugendwurzel gepfropft hatte. Er ward ein Redner, Dank sei es den weiten Pforten, welche die Erschütterung von 1789 geöffnet, weil durch sie sein kochendes Innere sich in die Gesellschaft ergießen konnte, das so lange in seiner Familie comprimirt worden war; weil er heftig, polternd, grob, lasterhaft, cynisch, sublim, weitläuftig und unzusammenhängend erschien, mehr durch den Instinkt, als durch Gedanken geleitet, die Füße beschmutzt, den Kopf strahlend, in seinem ganzen Wesen jener heißen Zeit ähnlich sah, worin er glänzte, und worin jeder vorüberschwindelnde Tag durch sein Wort an der Stirne bezeichnet wurde.

Und so hätte er jenen Dummköpfen, die so wenig ihre Zeit verstanden, daß sie ihn fragen konnten: „ob er sich ernstlich für einen Redner halte?" antworten können: „fragt die redende Monarchie, fragt die beginnende Revolution!"

Es ist schwer zu glauben, obgleich es vollkommen wahr ist, daß im Jahr 1790 viele Leute, und darunter zärtlich besorgte Freunde, Mirabeau riethen: die Tri-

bune, in seinem eigenen Interesse, zu verlassen, weil er doch nie einen vollkommenen Sieg erringen würde — oder mindestens, seltener dort zu erscheinen.

Es liegen darüber Briefe vor uns. — Eben so schwer ist es zu begreifen, daß in jenen denkwürdigen Sitzungen, wo er die Versammlung rüttelte, gleich Wasser in einer Flasche, wo er so machtvoll in seiner Hand alle klangvollen Ideen des Augenblicks durcheinanderwarf, wo er so geschickt seine persönliche Leidenschaft mit der Leidenschaft Aller zu schmelzen und zu verquicken wußte, daß, während er sprach, und bevor er sprach, und nachdem er gesprochen hatte, der Beifall immer mit Geschrei, Lachen und Pfeifen untermischt wurde.

Erbärmliches Geschrei, das der Ruhm nunmehr verwischt hat! — Die Journale und Pamphlete jener Zeit sind nichts als Beleidigungen, rohe Ausbrüche und Gewaltthätigkeiten gegen das Genie dieses Mannes.

Alles wirft man ihm bei allen Gelegenheiten vor. Was aber immer wiederkehrt, einer wahren Sucht zu vergleichen, ist: seine harte und rauhe Stimme und seine stets donnernde Rede.

Was soll man nun hierauf erwiedern? Er besaß eine rauhe Stimme, weil die Zeit der sanften Stimmen wahrscheinlich vorüber war; seine Rede ist donnernd, weil die Begebenheiten ihrerseits sie donnernd begleiteten, und weil es das Eigene großer Männer ist, mit großen Ereignissen gleich hoch emporzuragen.

Dies aber ist eine Taktik, welche von jeher gegen das Genie befolgt wurde; nicht nur die Männer der Monarchie, sondern selbst die von seiner Parthei, (denn Niemand versteht besser zu hassen, als die eigene Parthei) waren darin stillschweigend übereingekommen, ihm beständig einen andern Redner entgegenzustellen und vorzuziehen, welchen der Neid sehr geschickt erwählt hatte, weil er denselben politischen Sympathien diente, und dies war Barnave.

So wird es immer sein. Es geschieht oftmals, daß in einer bestimmten Epoche, dieselbe Idee auf verschiedenen Standpunkten zugleich repräsentirt wird, durch ein Genie und durch ein Talent. Eine solche Stellung ist ein glücklicher Wurf für das Talent. Der unbestrittene Succeß des Augenblicks wird ihm zu Theil *). Eifersucht und Haß gehen gerade auf den Stärkern los. Die Mittelmäßigkeit sähe sich durch den Mann von Talent gewiß sehr belästigt, wenn das Genie nicht vorhanden wäre; so aber unterstützt sie den Mann von Talent, weil das Genie vorhanden ist, und bedient sich des Erstern gegen den Meister. Sie spiegelt sich die trügende Hoffnung vor, das Genie zu stürzen, und in diesem Falle (der übrigens nie eintreten kann) meint sie mit dem Talente leichtes Spiel zu gewinnen; in dieser Er-

*) Jedoch entscheidet dieser Succeß nichts, und ist nur vorübergehend.

wartung stützt sie es immer und hebt es, so hoch sie es im Stande ist.

Die Mittelmäßigkeit ist für den, der ihr im Wege steht, unbedeutend, für den, der ihr gleicht, aber wichtig. Daher ist in solcher Lage, Alles was dem Genie feindlich ist, dem Talente wohlwollend gesinnt. Die Vergleichung, welche das Letztere vernichten müßte, dient dazu, es zu erhöhen.

Von allen Steinen, welche Hacke und Karst, Verläumdung und Diatribe und Kränkung, der Basis des großen Mannes entreißen, wird ein Piedestal dem secondären Menschen errichtet. Was von dem Einen in Trümmer fällt, baut sich für den Andern auf. So geschah es um das Jahr 1790, als man Barnave erbaute, mit Allem was man an Mirabeau zertrümmerte.

Rivarol sagte: Herr Mirabeau ist mehr Schriftsteller, Herr Barnave mehr Redner. — Pelletier sagte: der Barnave Ja, der Mirabeau Nein. —

Die denkwürdige Sitzung vom 13., schrieb Chamfort, hat mehr als Alles, die schon längst erwiesene Präeminenz Barnaves gegen Mirabeau, als Redner, gezeigt. — Mirabeau ist todt, murmelte Target, indem er Barnave die Hand drückte, seine Rede über die Promulgationsformel hat ihn todt gemacht. — Barnave, Sie haben Mirabeau begraben, fügte Duport hinzu, von einem Lächeln Lameths unterstützt, der sich zu Duport verhielt, wie dieser zu Barnave, als Diminutiv. —

Herr Barnave macht Vergnügen, sagte Goupil, Herr Mirabeau erregt Pein. Der Graf von Mirabeau hat Blitze, sprach Camus, er wird aber nie eine Rede machen können, selbst nicht einmal wissen, was dieses heißt. Man spreche mir hingegen von Barnave! — Herr Mirabeau mag immerhin sich abmühen und schwitzen, sagte Robespierre, er wird dennoch niemals Barnave erreichen, der nicht so viel scheinen will, als er, aber dafür mehr gilt *).

Alle diese armseligen, kleinen Ungerechtigkeiten kratzten Mirabeau wund, und er litt davon mitten in seiner Macht und seinen Triumphen. Nadelstiche für den Keulenschwinger! —

Und hätte nun der Haß, von der Nothwendigkeit durchdrungen, ihm einen Gegner zu stellen, keinen Mann von Talent bei der Hand gehabt, so würde er nach einem mittelmäßigen Menschen gegriffen haben. Der Haß fragt nie nach dem Werthe des Stoffs, woraus er seine Fahne macht. Mairet wurde Corneille vorgezogen, Pradon Racine, und es sind noch nicht hundert Jahre, als Voltaire ausrief:

On m'ose préférer Crebillon le barbare **)!

---

*) Im Französischen: et qui vaut plus, wobei V. Hugo bemerkt, Robespierre hätte sagen müssen: et qui vaut davantage. Jenes sei fehlerhaft.

**) Man wagt es mir Crebillon den Barbaren vorzuziehen.

1808 schrieb Geoffroy, der anerkannteste Kritiker in Europa: Herr Lafon ist weit über Herrn Talma. Welch trefflicher Instinkt der Koterien! — 1798 zog man Moreau Bonaparten vor und 1815 Wellington dem Napoleon.

Wir wiederholen es, weil uns die Sache seltsam erscheint, daß Mirabeau diese Misere seines Zornes würdigte. Der Vergleich mit Barnave ärgerte ihn. Hätte er in die Zukunft geblickt, er würde gelächelt haben; allein dies ist der Fehlgriff politischer Redner, vor Allem nur Männer der Gegenwart sein zu wollen, ihr Auge zu sehr auf die Zeitgenossen zu richten und nicht sicher genug auf die Nachwelt hin zu blicken.

Barnave und Mirabeau bildeten übrigens den vollkommensten Gegensatz. Wenn Einer von ihnen sich in der Versammlung erhob, so wurde Barnave stets mit Lächeln, Mirabeau mit Sturm empfangen. Barnave gehörte die Ovation des Moments, der Triumph der Viertelstunde, der Beifall Aller, selbst der rechten Seite. Mirabeau hatte für sich den Kampf und das Gewitter. Barnave war ein ziemlich schöner junger Mann und ein sehr schöner Redner. Mirabeau war, wie Rivarol geistreich bemerkte, ein monströser Schwätzer. Barnave war einer von denen, die jeden Morgen ihrem Auditorium das Maaß nehmen; die ihrem Publikum den Puls fühlen; die sich nie über die Möglichkeit hinauswagen, ap-

plaudirt zu werden; die dem Beifalle stets ehrfurchtsvoll den Pantoffel küssen; die auf die Tribüne steigen, manchmal mit der Idee von heute, öfter mit der Idee von gestern, niemals mit der Idee von morgen, aus Furcht, es könne sich irgend etwas zutragen; die eine gut nivellirte Beredtsamkeit besitzen, recht eben und fließend, worauf mit wenig Geräusch alle Gemeinplätze der Zeit mit ihrer bunten Bagage hin und wieder fahren und circuliren; die aus Furcht, daß ihre Gedanken dennoch zu wenig von dem Dunstkreise aller Welt durchdrungen sein möchten, immerwährend ihre Meinung auf die Straße hinaushängen, wie ein Thermometer vor das Fenster.

Mirabeau war im Gegentheil der Mann der neuen Idee, der plötzlichen Erleuchtung, der gewagten Proposition; stürmisch, wild, unklug, stets und überall unerwartet, abstoßend, verletzend, umstürzend, sich selbst nur gehorchend; der zwar auch den Beifall erstreben wollte, doch erst nach vielen andern Dingen, und der es vorzog, von seiner Leidenschaft im Innersten seines Herzens applaudirt zu werden, als von dem versammelten Volke; dabei lärmend, unruhig, reißend, tief, selten klar, niemals zu durchwaten, und in seinem Wellenschaume alle Ideen seiner Epoche wild durcheinander fortwälzend, die oftmals im Zusammenstoßen mit den seinigen arg zerschellt wurden.

Die Beredtsamkeit Barnave's neben der Beredtsam-

keit Mirabeau's war eine Landstraße, an deren Seite ein Sturzbach tos'te.

Jetzt, wo der Name **Mirabeau** so groß und anerkannt ist, wird es doppelt schwer, sich die ausschweifende Art vorzustellen, womit er von seinen Kollegen und Zeitgenossen behandelt wurde.

Ein Herr von Guillermy schrie beständig, während er sprach: „Herr Mirabeau ist ein Bösewicht, ein Meuchelmörder!"

Die Herren Ambly und von Lautrec schrieen eben so laut: „Dieser Mirabeau ist ein großer Lump!"

Hierauf wies ihm Herr von Foucault die Faust und Viriau sprach: „Herr Mirabeau, Sie beschimpfen uns!"

Schwieg der Haß, so nahm die Verachtung das Wort.

„Dieser kleine Mirabeau!" sagte Herr von Castellanet von der rechten Seite.

„Dieser übermäßige Thor!" sagte Lapoule von der Linken.

Und wenn er geendet hatte, brummte Robespierre zwischen den Zähnen: „Das taugt Alles nichts!"

Manchmal ließ dieser Haß des größten Theils seiner Zuhörer in seiner Beredtsamkeit eine Spur zurück. So finden sich zum Beispiel in seiner prachtvollen Rede „sur la Régence" Worte, die seinen verachtenden Lippen entschlüpften, melancholische Worte, dabei einfach,

resignirt und dennoch stolz, die jeder Mann, in ähnlicher Lage, beherzigen sollte:

„Während ich sprach und meine ersten Ideen entwickelte, vernahm ich mit jener liebenswürdigen Zweifellosigkeit, die mich schon lange gekirrt hat: Das ist abgeschmackt! Das ist ausgelassen! Das ist gar nicht vorzuschlagen! Man sollte jedoch vorerst nachdenken.“ —

So sprach er am 25. März 1791, sieben Tage vor seinem Tode.

Außer der Versammlung zerfleischte ihn die Presse mit einer seltenen Wuth. Es fiel ein Gußregen von Pamphlets auf diesen Mann. Die entschiedensten Gegner stellten ihn an denselben Pranger. Der Name Mirabeau wurde mit demselben Ausdrucke in der Kaserne der Garde du Corps, wie im Klubb der Cordelier ausgesprochen. Champcenetz sagte: „Dieser Mensch hat die Blattern in der Seele.“ Lambesc schlug vor, ihn aufheben und auf die Galeere bringen zu lassen. Marat schrieb: „Bürger, baut achthundert Galgen und hängt daran alle diese Verräther, aber an ihrer Spitze den schändlichen Riquetti den ältern!“

Und Mirabeau wollte nicht, daß die Nationalversammlung Marat verfolge, und begnügte sich, darauf zu erwiedern: „Mir scheint, daß man Extravaganzen publicire. Dies ist ein Paragraph, den ein Betrunkener verfaßt hat.“

Nach diesem Allen war also bis zum ersten April 1791 Mirabeau ein Lump [1]), ein übermäßiger Thor [2]), ein Bösewicht und Meuchelmörder [3]), ein Narr [4]), ein mittelmäßiger Mensch [5]), ein Redner zweiter Ordnung [6]), ein monströser Schwätzer [7]), der öfter ausgezischt, ausgepfiffen und verhöhnt wurde, als applaudirt [8]). Lambesc schlägt für ihn die Galeere, Marat den Galgen vor. —

— — Er stirbt den 2. April und am 3. wird für ihn das Pantheon ersonnen.

Große Männer, wollt ihr morgen schon Recht haben, so sterbet heute.

---

[1]) Ambly und Lautrec. [2]) Lapoule. [3]) Guillermy. [4]), [5]), [6]) Journale und Pamphlets. [7]) Rivarol. [8]) Pelletier.

III.

Aber das Volk, welches stets einen wunderbar richtigen Blick zeigt, welches nicht haßt, weil es stark ist, nicht beneidet, weil es groß ist, das Volk, welches Männer zu erkennen weiß, so sehr es selbst noch Kind ist, — das Volk war für Mirabeau.

Mirabeau war für das Volk von 89, so wie das Volk von 89 für Mirabeau war. Es gibt für den Denker kein schöneres Schauspiel, als die kräftige Umarmung des Genies und der Masse.

So sehr man auch bemüht war, Mirabeau's Einfluß wegzuläugnen, so ungeheuer war er demungeachtet. Nur immer Er hatte Recht, nach Aller Meinung, wenn sein Wort in der Versammlung durch das Volk gesiegt hatte, denn er beherrschte die curulischen Sitze nur durch die Tribunen. Was Mirabeau in bestimmten Worten ausgedrückt hatte, das wiederholte das Volk in Beifallsrufen, und dieses Letztere diktirte der Gesetzgebung, die es oft mit unterdrücktem Grolle niederschrieb. Alle Libellen, Pamphlete, Verläumdungen, Schimpfen, Unterbrechungen, Drohen, Toben, Gelächter, Pfeifen — das

waren Kiesel in den Strom seiner Rede geworfen, die für Augenblicke ihn zum Schäumen brachten. Und sonst nichts. Wenn den hohen Redner ein plötzlicher Gedanke ergriff, und er die Bühne bestieg; wenn dieser Mann seinem Volke gegenüber stand; wenn man ihn auf den Köpfen der neidischen Versammlung einherschreiten sah, wie der Gottmensch auf dem Meere, ohne daß ihn die Wellen verschlangen; wenn sein sardonischer und leuchtender Blick von seiner Bühne auf die damaligen Menschen und die Ideen jener Zeit sich senkte, gleich als wollte er die Kleinheit der Menschen mit der Größe der Ideen messen — dann ward er weder beschimpft, verspottet, noch verläumdet; was seine Feinde auch unternehmen mochten, was sie auch schon gegen ihn aufgehäuft hatten, der Hauch seines zum ersten Worte geöffneten Mundes stürzte alle diese Anstalten um.

Stand dieser Mensch auf der Rednerbühne in dem Amte seines Genies, so wurde sein Gesicht leuchtend und aller fremder Glanz verschwand vor ihm.

So ward Mirabeau 1791 eben so sehr gehaßt, als geliebt; als Genie von den Weltleuten gehaßt, als Mensch von dem Volke geliebt. Es war eine erhabene und wünschenswerthe Stellung, so wie er, über alle einer schönern Zukunft geöffneten Herzen gebieten zu können; so wie er, durch zauberhafte Worte und eine Art von geheimnißvoller Alchemie den vagen Instinkt der Massen in Gedanken, Systeme, räsonnirenden Willen und

geregelte Verbesserungs-Plane zu verwandeln; den Geist seiner Zeit mit den Ideen seiner weiten Intelligenz zu nähren, die er dem Haufen als Futter vorstreuete; und unaufhörlich auf der Tribune, die Menschen und Dinge des Jahrhunderts zu geißeln, wie Getraide in der Tenne, um das Strohfutter für die Republik von dem Korne zu sichten, welches die Revolution befruchten sollte; der zu gleicher Zeit Ludwig XVI. und Robespierre schlaflose Nächte verursachte; Ludwig, dessen Thron er angriff, Robespierre, dessen Guillotine er angreifen konnte; der sich jeden Morgen beim Erwachen fragen durfte: „Welchen Umsturz wird mein Wort heut vollenden?“ Er, der Papst war, in dem Sinne, wie er die Geister lenkte; der Gott war, in dem Sinne, wie er den Begebenheiten gebot.

Er starb zu rechter Zeit. Es war ein herrschender, sublimer Kopf; das Jahr 1791 reichte ihm die Krone, 1793 würde ihn heruntergeschlagen haben. —

IV.

Wenn man Schritt vor Schritt das Leben Mirabeau's verfolgt, von seiner Geburt bis zum Tode, von seinem unbedeutenden Taufbecken bis zum Pantheon, so wird man sich sagen müssen, daß er, wie alle Menschen seines Schlages und seiner Größe, prädestinirt war.

Solch ein Kind mußte einst ein großer Mann werden.

Als er das Licht der Welt erblickte, brachte der übermenschliche Umfang seines Kopfes die Mutter in Lebensgefahr; als die alte französische Monarchie, seine zweite Mutter, seinen Ruhm gebar, wäre sie beinahe auch daran gestorben.

Mit fünf Jahren verlangte Poisson, sein Erzieher, „er solle schreiben, was ihm in den Kopf käme.“

„Der Kleine“ — so berichtet sein Vater — „schrieb wörtlich Folgendes: Mein Herr Ich, ich bitte Sie, auf Ihre Handschrift Acht zu geben und die Vorschrift nicht zu beklecksen; aufmerksam auf Alles zu sein; Vater, Lehrer und Mutter zu gehorchen; nicht zu widersprechen;

keine Abwege — besonders von der Ehre. Greifen Sie Niemand an, wenn Sie nicht angegriffen werden. Vertheidigen Sie Ihr Vaterland; sein Sie nicht hart mit den Dienstboten; doch auch nicht zu vertraut; und verbergen Sie die Fehler ihres Nächsten, weil dieses Ihnen selbst widerfahren könnte." *)

Da er eilf Jahre alt war, schrieb der Herzog von Nivernois von ihm an den Bailli von Mirabeau, datirt St. Maur, 11. September 1760:

„Neulich, als bei mir das gewöhnliche Wettlaufen Statt fand, gewann er den Preis, einen Hut. Sogleich kehrte er sich nach einem jungen Menschen um, der eine Mütze aufhatte, setzte ihm seinen Hut auf, der noch sehr gut war, und sagte: Da, ich habe nicht zwei Köpfe. Er erschien mir in diesem Augenblicke wie der Kaiser der Welt, ich weiß nicht, welche Göttlichkeit sein ganzes Wesen mit einem Male durchdrang. Ich dachte darüber nach, ich weinte, und die Lehre that mir wohl."

Im zwölften Jahre sagte sein Vater von ihm: „Es schlägt ein großes Herz unter dieser Kinderjacke. Es besitzt schon einen befremdenden Hang zum Stolze, jedoch ist er edler Gattung; es ist das Embryo eines bärbei-

*) Dieses seltsame Dokument ist in einem nicht gedruckten Briefe enthalten, welchen der Marquis an den Bailli von Mirabeau schrieb, den 9. Dec. 1754.

ßigen Gesellen, der alle Welt verschlingen möchte, bevor er noch zwölf Jahre alt ist.“ *)

Mit sechszehn Jahren sieht er so kühn und stolz aus, daß der Prinz von Conti ihn im Scherze fragt: „Was würdest du thun, wenn ich dir eine Ohrfeige gäbe?“

Er antwortet: „Diese Frage hätte allerdings in Verlegenheit setzen können, ehe die doppelläufigen Pistolen erfunden waren.“

Im einundzwanzigsten Jahre (1770) fängt er an, eine Geschichte von Korsika zu schreiben, in dem Momente, da Jemand dort geboren wurde. Seltsames Zusammentreffen!

Damals auch stellte ihm sein Vater, der ihn sehr strenge hielt, folgendes Prognostikon: „Es ist eine seit einundzwanzig Jahren wohlverschlossene Flasche. Sollte sie jemals plötzlich und unvorsichtig geöffnet werden, so fliegt Alles davon.“

Zweiundzwanzig Jahre alt, wird er bei Hofe vorgestellt. Die damals sechsjährige Madame Elisabeth fragte ihn, ob er inoculirt worden sei? — Der ganze Hof lachte. — Nein, er war nicht inoculirt; er trug

*) Noch ungedruckter Brief an die Gräfin von Rochefort, 29. November 1761.

den Keim eines Kontagiums in sich, das später ein ganzes Volk ergreifen sollte.

Am Hofe betrug er sich mit fester Sicherheit und trug schon seinen Kopf eben so hoch wie der König; Allen erschien er sonderbar, Vielen verhaßt.

„Er ist so keck, als ich menschenscheu bin," sagte der Vater, der sich niemals enversailliren wollte, „solch ein schüchternes Vögelchen, dessen Nest zwischen vier alten Thürmen hing. — Er hantiert mit den Großen, als wären Sie Holzscheite. Er hat jene entsetzliche Gabe der Familiarität, wie Gregor der Große zu sagen pflegte. Aber," fügte endlich der alte, stolze Edelmann hinzu, „da man bereits seit fünfhundert Jahren die Mirabeau's duldete, obgleich sie nicht wie andere Menschen waren, so wird dieser wohl auch geduldet werden müssen."

Zu vierundzwanzig Jahren, will der Vater, ein ackerbauernder Philosoph, aus seinem Sohne einen Landmann machen; es gelingt ihm jedoch nicht. „Es ist recht schwer, diesem kollerigen Thiere den Zügel anzulegen!" ruft der Greis dabei aus.

Der Bailli, sein Oheim, examinirt den jungen Menschen mit kaltem Blute und spricht: „Sollte er nicht schlechter werden wie Nero, so wird er besser sein wie Marc-Aurel."

„Vor allen Dingen wollen wir das Früchtchen reif werden lassen," meinte der Marquis.

Vater und Oheim korrespondiren über die Zukunft des jungen Menschen, der schon so eingeweiht in der Liederlichkeit ist.

„Dein Neffe, der Sturmwind,“ schreibt der Vater.

„Dein Sohn, der Graf Tollkopf,“ erwiedert der Oheim, der ein alter Seemann war, „hat alle zweiunddreißig Winde des Kompasses in seinem Hirnkasten.“

Mit dreißig Jahren endlich wurde die Frucht reif. Da stralten die jungen Ereignisse in Mirabeau's tiefem Auge wieder. Man bemerkte, daß er voller Gedanken war.

„Dieses Hirngehäuse ist ein vollgepfropfter Schmelzofen,“ sagte der kluge Bailli. Zu einer andern Zeit bemerkte er mit Erstaunen: „Wenn etwas in seinem Kopfe vorgeht, so beugt er die Stirne vor und starrt in's leere Nichts.“

Den Vater aber überrascht: „Das Gemengsel von Ideen, welches er wie Blitze wahrnimmt.“

Er ruft dabei aus: „Wie er nun ist, in seinen Gedanken vertieft, eine über den Haufen geworfene Bibliothek, ein Talent, um mit Oberflächlichkeiten zu glänzen, hat er zwar alle Lehren eingeschlürft, ohne jedoch eine einzige verwirklichen zu können.“ Dann fügt er hinzu, indem er schon selbst nicht mehr sein Geschöpf begreift: „In seiner Kindheit war er nichts, als ein Junges, eben so ungeheuerlich im Moralischen, wie im Physischen, jetzt ist er ein Mann, ganz Wiederschein und Flackerfeuer, ein Narr, den das Herz rechts, der Kopf links

hinzieht, welcher übrigens immer vier Schritt weit von ihm weg ist.“ Am Schlusse endlich sagt der Greis, von einem melancholischen und resignirten Lächeln begleitet: „Ich bin bemüht, auf diesen Menschen meinen Geist, meine Seele und mein Gemüth auszugießen.“

Und gleich dem Oheim auch, hat er seine momentanen Vorgefühle, seine Schrecken, seine Angst, seine Zweifel. Er als Vater fühlt Alles mit, was sich in dem Geiste seines Sohnes regt, wie die Wurzel das Leben der Blätter empfindet.

So war Mirabeau mit dreißig Jahren. Er, der Sohn eines Vaters, der sich einst selbst so geschildert hatte: „Wie Sie mich hier sehen, Madame, so steif und plump, predigte ich schon mit drei Jahren; mit sechs war ich ein Wunder; mit zwölf ein Gegenstand gerechter Hoffnungen; mit zwanzig ein Hitzkopf; mit dreißig ein theoretischer Politiker; mit vierzig endlich bin ich nichts mehr, als ein Bonhomme.“

Mit vierzig ist Mirabeau ein großer Mensch.

Mit vierzig ist er der Mann einer Revolution.

Mit vierzig bildet sich um ihn in Frankreich eine jener furchtbaren Ideenanarchieen, worin die altmodischen gesellschaftlichen Verhältnisse umgeschmolzen werden, und Mirabeau ist ihr Despot.

Er war es, der, bis dahin ganz still, am 23. Juni 1789 dem Herrn von Brezé zurief:

„Sagen Sie Ihrem Herrn.....!“

Ihrem Herrn! und nun war der König von Frankreich als ein Fremder deklarirt. Nun war eine tiefe Gränze zwischen Thron und Volk gezogen. Es war der erste Schrei, den die Revolution ausstieß. Niemand hätte dies gewagt vor Mirabeau. Es kommt nur den großen Menschen zu, die Losungsworte der Epochen auszusprechen.

Später zwar wird man Ludwig XVI., dem Anscheine nach, tiefer beleidigen, man wird ihn zu Boden schlagen, ihn in Fesseln verhöhnen, ihn auf dem Blutgerüste noch verspotten. Die Republik in der rothen Mütze wird ihre Fäuste an seinen Körper legen, ihn mit Pöbelhaftigkeiten überhäufen und ihn Ludwig Capet nennen. Aber nichts Furchtbareres, nichts Wirkenderes kann Ludwig dem XVI. mehr gesagt werden, als Mirabeau's entscheidendes Wort. Ludwig Capet heißt nur dem Königthum in's Antlitz schlagen; Ihr Herr heißt dem Königthum den Dolch in's Herz stoßen.

Von diesem Worte an ward Mirabeau aber auch der Mann seines Landes, der Mann der großen socialen Umwälzung, der Mann, dessen das werdende Jahrhundert bedurfte. Populär und doch nicht Plebejer, das ist eine Seltenheit in solchen Tagen! Sein Privatleben ist aufgehoben durch sein öffentliches. Honoré von Riquetti, der Verlorene, ist nunmehr geehrt, angehört und wichtig. Volksliebe leiht ihm einen Panzer gegen die Sarcasmen seiner Feinde. Seine Person steht im hellsten Lichte da,

vor Allen, worauf der Haufe seine Blicke richtet; die Vorübergehenden bleiben stehen, wo er sich zeigt, und während der zwei Jahre, die er ausfüllte, schrieben die kleinen Kinder aus dem Volke auf allen Mauern in Paris seinen Namen ohne Fehler, welchen noch achtzig Jahre früher St. Simon mit der Verachtung eines Duc und Pairs Mirebaut geschrieben, und dabei nicht ahnete, daß einst noch aus Mirebaut ein Mirabeau werden würde.

Es gibt oft seltsame Uebereinstimmungen gewisser Menschen. Cromwell, gänzlich unbekannt und besorgt um seine Zukunft in England, will nach Jamaika; die Verordnungen Karl I. sind ihm daran hinderlich. — Mirabeau's Vater hat keine Aussicht für seinen Sohn in Frankreich und will ihn nach den holländischen Besitzungen schicken; aber ein Befehl des Königs verbietet es. — Und nun entferne man Cromwell aus der englischen, Mirabeau aus der französischen Revolution, und man wird vielleicht zwei Blutgerüste daraus entfernen. Wer weiß, ob nicht Jamaika Karl I., Batavia Ludwig XVI. gerettet hätte? —

Aber der König von England selbst ist es, der Cromwell zurückhält; der König von Frankreich, der Mirabeau zurückhält. Wenn ein König zum Tode verurtheilt ist, so verbindet ihm die Vorsehung selbst die Augen.

Wunderbar ist es auch, daß dasjenige, was als das Größte in der Geschichte einer Gesellschaft erscheint, oft mit dem zusammenhängt, was das Kleinste im Leben eines Menschen ist.

Den ersten Theil von Mirabeau's Leben füllt Sophie aus, den zweiten die Revolution. Erst ein häusliches, dann ein politisches Gewitter, das ist Mirabeau. Untersucht man seine ganze Laufbahn näher, so findet man, was unvermeidlich, was zufällig darin war. Die Verirrungen seines Herzens werden erklärt durch die gewaltsamen Stöße, die sein Leben betrafen.

Zum Beispiel: nie waren die Ursachen den Wirkungen enger verknüpft. Der Zufall gibt ihm einen Vater, der ihn lehrt die Mutter verachten; eine Mutter, die ihn lehrt den Vater hassen; einen Lehrer, Poisson, welcher die Kinder nicht liebt und ihn hart behandelt, weil er klein und häßlich ist; einen Diener, Grevin, den feilen Spion seiner Feinde; einen Obrist, den Marquis von Lambert, der eben so erbarmungslos für den Jüngling ist, wie es Poisson für den Knaben war; eine Schwiegermutter, (nicht verheirathet) Frau von Pailly, welche ihn haßt, weil sie ihn nicht besitzt; eine Gattin, die ihn abstößt; eine Kaste, der Adel, der ihn verläugnet; Richter, das Parlament von Besançon, die ihn zum Tode verurtheilen; einen König, Ludwig XV., der ihn in die Bastille wirft.

Und so ward Vater, Mutter, Gattin, sein Erzieher, sein Obrist, die Obrigkeit, der Adel, der König, mit einem Worte Alles, was das Dasein eines Menschen, in der Gesellschaft und der Natur, umgeben und schützen soll, für ihn nur zum Hinderniß, zum Widerspruch, zum harten Boden für seine nackten Füße, zum Dornenstrauch, der den Vorübergehenden verletzt. Familie und Gesellschaft werden ihm zu Scheusalen, und er findet im ganzen Leben nur zwei Dinge, die ihn hegen und lieben, zwei Dinge, außer Fug und Ordnung, eine Mätresse und eine Revolution.

Erstaunt daher nicht, wenn er für die Mätresse seine häuslichen, für die Revolution seine gesellschaftlichen Bande alle zerreissen wird.

Erstaunt nicht, daß — um auf unsern Anfang wieder zurückzukommen — dieser Plagegeist einer Familie der Abgott einer Frau wurde, die sich gegen ihren Gatten empört hatte und der Gott einer Nation, die mit ihrem Könige in Scheidung begriffen lebte. —

V.

Die Trauer um Mirabeau war allgemein, überall, national. Man fühlte, daß ein Theil des öffentlichen Denkens mit dieser Seele dahingeschwunden war. Aber als frappante Thatsache muß erwähnt werden, daß der Hof wie das Volk um ihn trauerten, denn es würde zu große Unbefangenheit verrathen, wollte man dies blos der übertriebenen und gänzlich grundlosen Bewunderung der Zeitgenossen zuschreiben.

Ein unüberwindliches Schamgefühl hindert uns, hier gewisse Mysterien zu enthüllen, schwache Seiten des großen Mannes, die sich jedoch nach unserm Dafürhalten glücklich in die kolossalen Verhältnisse des Ganzen verlieren. So viel ist indeß gewiß, daß gegen das Ende seines Lebens der Hof einige Hoffnungen auf ihn zu setzen berechtigt schien. Es ist erwiesen, daß Mirabeau zu jener Zeit sich mehr als ein Mal dem revolutionären Strom entgegenstemmte; daß er auf Augenblicke den Wunsch zu erkennen gab, Halt zu machen und die Partheien zu vereinigen; daß er, mit einem so mächtigen, ausdauernden

Athem versehen, nunmehr nicht ohne Erschöpfung dem beschleunigteren Gange der neuen Ideen zu folgen schien, und sogar manchmal es versuchte, dieser Revolution Hemmschuhe anzulegen, deren Räder er doch selbst geschmiedet hatte.

Furchtbare Räder, die so viel Verehrungswürdiges im Dahinrollen zermalmten!

Noch jetzt denkt so Mancher, daß, wenn Mirabeau länger gelebt hätte, es ihm gelungen sein würde, der Bewegung Einhalt zu thun, die durch ihn in Schwung gebracht worden war. Nach dieser Leute Meinung konnte die französische Revolution nur durch einen Einzigen erstickt werden, und das wäre Mirabeau gewesen. Das Ganze beruht auf einem Ausspruch, den Mirabeau vor seinem Ende gethan haben soll, aber sicherlich nicht gethan hat. *) Mit Mirabeau's Tod war die Monarchie verloren; lebte Mirabeau, so lebte Ludwig XVI.; und der 2. April 1791 hatte zur Folge den 21. Januar 1793.

Alle jedoch, welche diese Ueberzeugung hegten und welche sie noch hegen, Mirabeau selbst, wenn er es für möglich gehalten hätte, täuschten sich. Bei ihm, wie bei

---

*) „Ich nehme die Trauer um die Monarchie mit mir fort. Nach mir werden die Faktionen sich um ihre Lumpen streiten." — Cabanis glaubte diese Worte gehört zu haben.

den Andern, war es nichts, als eine optische Vorspiegelung, welche nur den wiederholten Beweis liefert, daß auch ein großer Mann nicht immer eine reine Idee von dem Grade seiner ihm inwohnenden Macht besitze.

Die französische Revolution war kein so einfaches Ereigniß; es war mehr und Anderes noch, wie Mirabeau, in ihr.

Es war nicht genug, daß Mirabeau sie verließ, um sie aufzulösen.

In der französischen Revolution finden wir eine Vergangenheit, eine Zukunft; Mirabeau war nur die Gegenwart.

Um hier nur zweier Culminationspunkte zu erwähnen: die französische Revolution vervollständigte sich mit Richelieu in der Vergangenheit und mit Bonaparte in der Zukunft.

Die Revolutionen haben das Eigenthümliche, daß sie nicht erstickt werden können, so lange sie noch trächtig sind.

Und wenn wir selbst die Frage aus dem einfachsten Gesichtspunkte betrachten, so ist anzunehmen, daß in allen politischen Angelegenheiten das, was ein Mensch geschaffen hat, nur durch einen andern Menschen wieder vernichtet werden kann.

Der Mirabeau von **1791** war ohnmächtig gegen den Mirabeau von **1789**. Sein Werk war stärker, als er.

Ueberdies taugen Menschen wie Mirabeau nicht zum Schloß, um die Thore einer Revolution zu schließen. Sie sind nur die Angel, um die sie sich drehen, beim Oeffnen und Zumachen. Um solch verhängnißvolle Thore zu sperren, nach denen alle Ideen, alle Interessen, alle beeinträchtigten Leidenschaften der menschlichen Gesellschaft ihre Angriffe richten, muß man das Schwert statt eines Riegels in die Klammern stecken.

VI.

Wir versuchten zu bestimmen, was Mirabeau in der Familie, was er in der Nation war. Es bleibt uns übrig, zu untersuchen, was er in der Nachwelt sein wird.

Was ihm auch gerechter Weise vorgeworfen wurde, so glauben wir dennoch, daß er groß bleiben wird.

Vor dem Richterstuhle der Nachwelt erhält jeder Mensch, wie jede Sache, durch Größe ihre Absolution.

Jetzt, da fast Alles, was er einst säete, seine Früchte getragen, von denen wir gekostet; die meisten gut und gesund fanden, und nur einige bitter waren; jetzt, da die Höhen und Tiefen seines Lebens nichts Getrenntes mehr den Augen bieten, Dank sei es der Zeit, welche die Menschen in die richtige Perspektive zu bringen weiß; jetzt, wo seinem Genie weder Anbetung, noch Fluch mehr zu Theil wird, und wo dieser Mann, der in seinem Leben so fürchterlich von einem Extrem zum andern geworfen wurde, die ruhig-heitre Stellung eingenommen hat, welche der Tod großen historischen Gestalten verleiht; jetzt, wo sein Andenken aus dem Pantheon Voltaire's,

wie aus der Kloake Marat's befreit wurde, jetzt dürfen wir ruhig behaupten: Mirabeau ist groß. Ihm ist der Duft des Pantheons und nicht der Geruch der Kloake geblieben.

Die historische Unparteilichkeit, welche seine Haare säuberte, die der Straßenbach verunreinigt hatte, nahm nicht zugleich den Schimmer des Ruhmes mit sich fort, der sein Haupt umstrahlte. Man hat dieses Antlitz von Schmutz befreit, und nun leuchtet es wieder.

Nachdem man mit sich im Reinen ist über das ungeheure politische Resultat, welches aus der Summe seiner Fähigkeiten entsprungen, so kann man Mirabeau aus doppeltem Gesichtspunkte betrachten, nemlich: als Schriftsteller und als Redner. Und hier nehmen wir uns die Freiheit, nicht Rivarol's Meinung zu sein; wir halten Mirabeau für einen größern Redner als Schriftsteller. —

Der Marquis von Mirabeau, sein Vater, hatte zwei Sorten Styl, wie zwei geschnittene Federn in seinem Dintenfasse. Schrieb er ein Buch, ein gutes Buch für das Publikum, auf den Effekt, für den Hof, für die Bastille, für die große Stiege des Justizpalastes, so drappirte sich der gnädige Herr, spreitzte sich, blies sich auf und umhüllte seinen Gedanken, der schon an und für sich dunkel genug war, mit allem nur möglichen Bombast; es ist nicht zu beschreiben, in welche platte, schwerfällige und endlose Phrasen ohne Zusammenhang im

innern Gewebe, in welchen farblosen und fehlerhaften Styl die natürliche Originalität dieses merkwürdigen Schriftstellers sich dann maskirte, der halb Philosoph, halb Edelmann genannt werden kann. Er zog Quesnay Socrates vor und Lefranc de Pompignan Pindar; er verachtete Montesquieu als einen, der nicht fortgeschritten war, und hielt viel darauf, von seinem Pfarrer haranguirt zu werden; er war eine Amphibie, welche halb in den Träumereien des achtzehnten, halb noch in den Vorurtheilen des sechszehnten Jahrhunderts lebte.

Wenn nun aber eben dieser Mann einen Brief schreiben wollte, wenn er das Publikum bei Seite ließ und es nur mit der „langen und kalten Miene" seines ehrwürdigen Bruders, des Bailli, zu thun hatte, oder mit seiner Tochter, der „kleinen Saillannette", oder mit dem freundlichen Köpfchen der Frau von Rochefort, dann lüftete sich sein von Prätensionen umfangener Geist mit einem Male; verschwunden waren Anstrengung und Mühe, und seine Gedanken ergossen sich in den vertraulichen Brief, so lebhaft, eigenthümlich, gefällig, tief und natürlich, angethan mit dem schönen Style eines vornehmen Herrn aus der Zeit Ludwig's XIV., der St. Simon mit allen Eigenschaften des Mannes und die Sevigné mit allen Eigenschaften des Weibes zu handhaben verstand. Schon aus den Fragmenten, die wir hier mittheilten, wird man sich davon überzeugt haben.

In dieser Beziehung hatte der Sohn einige Aehnlichkeit mit dem Vater. Man könnte sagen, daß — nur mit einiger Milderung und Einschränkung — derselbe Unterschied zwischen seiner Art zu schreiben und seiner Art zu sprechen Statt fand. So war der Vater in einem Briefe, der Sohn in einer Rede, wie er sein sollte. Um ganz Er selbst zu sein, natürlich und wie zu Hause, bedurfte der Eine seiner Familie, der Andere seiner Nation.

Mirabeau schreibend, ist etwas weniger, als Mirabeau. Er mag nun der jungen amerikanischen Republik die Unzulänglichkeit ihres Cincinnatus-Ordens darthun und das Ungeschickte und Unbeständige einer ackerbauenden Ritterschaft; oder jenen philosophirenden Kaiser, Joseph II., Voltaire's Titus, die Cäsarenbüste im Geschmacke der Pompadour, wegen der „Freiheit der Schelde" ein wenig necken; die geheimen Fächer des Berliner Kabinets durchsuchen und eine „geheime Geschichte" daraus zu Tage fördern, welche der französische Hof auf der Stiege des Gerichtspalastes verbrennen ließ — (eine ausnehmende Ungeschicklichkeit! da sich aus den von Henkershand verbrannten Büchern stets Brände und Funken erheben, die eben der herrschende Wind auf das verwitterte Dach der großen europäischen Gesellschaft forträgt, auf das Zimmergerüste der Monarchien und auf alle Köpfe voll von brennbaren Gedanken, und damals überdies noch vollgepfropft von Werg); möge er

endlich jenen Karren voll Marktschreiern mit Schmähungen bedienen, welche auf dem Pflaster des achtzehnten Jahrhunderts ein so großes Gerassel erregten, wie Necker, Beaumarchais, Lavater, Calonne und Cagliostro; in einem jeden Buche also, das er zu schreiben unternehmen mag, wird sein Gedanke stets für den Gegenstand ausreichen, aber sein Styl nicht immer dem Gedanken genügen. Seine Idee ist immer groß und erhaben; aber indem sie aus seinem Kopfe heraus will, schmiegt sie sich und schrumpft zusammen unter dem Ausdrucke, gleich als müßte sie durch eine kleine Thür hindurch. Die beredten Briefe an Frau von Monnier ausgenommen, worin er ganz er Selbst ist, wo er mehr spricht, als schreibt, und welche „Reden der Liebe“ *) genannt werden können, wie seine andern „Reden der Revolution.“ Diese also ausgenommen, ist der Styl, den er aus seinem Schreibzeuge holt, nur mittelmäßig, schwülstig, schlecht verbunden, weich am Schlusse der Sätze, überdies trocken, von eintöniger Färbung durch die Menge erzwungener Beiwörter, arm an Bildern, die nur hie und da als eine bizarre Mosaik von Metaphern, ohne innern Zusammenhang, sich blicken lassen. Man fühlt sehr wohl, wenn man ihn liest, daß die Gedanken dieses

*) Hiemit wollen wir jedoch nur jene Briefe gemeint haben, welche von reiner Leidenschaft sprechen. Auf die andern werfen wir den ihnen gebührenden Schleier.

Mannes, nicht gleich denen der gebornen großen Prosaisten, aus jener besondern Substanz bestehen, die sich, weich und biegsam, allen Ciselirungen des Ausdrucks herleiht, und sich heiß und fließend allen Windungen der Form anschmiegt, worin der Schriftsteller sie gießt, um sie darnach zu bilden; zuerst Lava, dann Granit. — Man fühlt, wenn man ihn lies't, wie viele bedauernswerthe Dinge in seinem Kopfe zurückgeblieben sind, daß nur ein Abriß auf dem Papiere steht, daß dieses Genie nicht geschaffen war, um sich in ein Buch zu zwängen, und daß ein Federkiel nicht der Konductor war, dieses gewitterschwangere Hirn zu entladen.

Mirabeau, wenn er spricht, ist Mirabeau. Mirabeau, wenn er spricht, ist das Wasser, welches fließt, die Welle, welche schäumt, das Feuer, welches sprüht, der Vogel, welcher fliegt; es ist ein Ding, welches das nur ihm eigenthümlich angehörige Geräusch verbreitet; es ist eine Natur, die ihrem Gesetze gehorcht. Ein stets erhabenes und harmonisches Schauspiel! —

Mirabeau auf der Tribune — und alle Zeitgenossen sind nun in diesem Punkte eins — war eine prächtige Erscheinung. Dort war er Er, Er ganz, Er allmächtig. Nichts für ihn von Schreibtisch, Papier, Dinte, Federn, einsamem Kabinete, Ruhe und Nachdenken; ein Marmor aber, auf den man schlagen kann, eine Treppe, die man hinanläuft; eine Tribune, wie der Käfich eines wilden Thieres, wo man gehen und kommen kann, hin und her

schreiten, stille stehen, Athem holen, schnaufen, Arme kreuzen, Fäuste ballen, Worte mit Gesten malen und Ideen mit einem Blicke beleuchten; ein Menschenhaufe, den man fixiren kann; ein großer Lärm als prachtvolle Begleitung einer lauten Stimme; eine Menge, die den Redner haßt — die Versammlung, umgeben von Andern, die ihn liebt — das Volk; und rings um ihn alle diese Intelligenzen, diese Seelen, diese Leidenschaften, Mittelmäßigkeiten, Ambitionen und verschiedenartige Naturen, die er alle kennt, und aus denen er den beliebigen Ton erklingen läßt, wie aus den Seiten eines ungeheuern Instruments; über ihm aber die Decke des Saales der constituirenden Versammlung, woran seine Augen haften, gleich als suchten sie dort Gedanken; — denn Monarchien werden durch jene Ideen zusammengestürzt, die von solcher Höhe auf einen solchen Kopf hernieder fallen.

Wie höher ist er auf diesem Boden! Wie fest steht sein Fuß darauf! Wie groß ist dies Genie in einer Rede, das so klein wird in einem Buche! Wie glücklich verwandelt die Tribune die Bedingungen der äußerlichen Erscheinung für diesen Gedanken! Nach dem Schriftsteller Mirabeau — der Redner, welche Verklärung! — Alles an ihm war machtvoll. Seine Gesten, so heftig und gestoßen, waren voll Herrlichkeit. Auf der Tribune besaß er eine kolossale Bewegung der Schultern, wie ein Elephant, der einen bewaffneten Thurm in die Schlacht trägt. Er trug seinen Gedanken. Seine Stimme, selbst

wenn er nur ein Wort von seinem Sitze hinwarf, hatte einen furchtbaren und revolutionären Accent, den man vor allen Stimmen in der Versammlung unterschied, wie das Gebrüll des Löwen in der Menagerie. Sein Haar hatte, wenn er den Kopf schüttelte, etwas von einer Mähne. Seine Augenbraue bewegte Alles, wie die des Jupiter, **cuncta supercilio moventis.** Man glaubte oft, seine Hände könnten den Marmor der Tribune zertrümmern. Sein Gesicht, seine Stellung, seine ganze Person war geschwellt von einem vollblütigen Hochmuthe, der seine Größe nicht verläugnete. Sein Kopf zeigte eine grandiose, wetterleuchtende Häßlichkeit, deren Eindruck oft elektrisch und furchtbar war.

Anfangs, da noch nichts für oder wider das Königthum sichtbar entschieden war; wie das Spiel noch gleich zu stehen schien, zwischen der noch starken Monarchie und den noch schwachen Theorien; wie noch keine jener Ideen, denen einst die Zukunft angehören sollte, ihr vollständiges Wachsthum erreicht hatte; da noch die schlecht geleitete und schlecht bewaffnete Revolution so leicht mit Sturm zu nehmen schien; da geschah es zuweilen, daß die rechte Seite, wenn sie glaubte, ein Stück Mauer der Festung eingerannt zu haben, sich darauf mit Siegesgeschrei hinstürzte; dann aber erschien Mirabeau's ungeheuerer Kopf vor der Bresche und versteinte die Angreifer.

Das Genie der Revolution hatte sich einen Schild geschmiedet aus allen Lehren Voltaire's, Helvetius, Diderot's, Bayle's, Montesquieu's, Locke's und Rousseau's zusammengelöthet und in die Mitte Mirabeau's Kopf eingefügt.

Doch nicht nur war er groß auf der Tribune, er war es auch von seinem Sitze. Ein Einwurf galt bei ihm so viel als eine Rede. Oft wußte er so viel in ein Wort wie in eine Rede zu legen.

„Lafayette hat ein Heer," sagte er zu Suleau, „aber ich habe meinen Kopf."

Robespierre unterbrach er einst mit diesem bedeutenden Worte: „Dieser Mensch wird es noch weit bringen, denn er glaubt Alles, was er sagt."

Manchmal bezeichnete er mit einem Worte, das man dem Tacitus entlehnt glaubt, den ganzen Geist, der ein regierendes Geschlecht beherrschte. So rief er den Ministern zu: „Sprechen Sie mir nicht von Ihrem Herzoge von Savoyen, dem bösen Nachbar einer jeden Freiheit!"

Oft lachte er auch. Mirabeau's Lachen, ein furchtbares Ding!

Er spottete über die Bastille. „In meiner Familie," sagte er, „gab es vierundfünfzig Lettres de Cachet, und siebenzehn kamen davon auf mich. Sie sehen, ich wurde ganz wie ein Erstgeborner aus der Normandie behandelt."

Er bespöttelte sich selbst. Valfond klagt ihn an, er sei am 6. Oktober durch die Reihen des Regiments von

Flandern mit bloßem Säbel gelaufen und habe zu den Soldaten geredet. Ein Anderer beweis't, daß der Fall Herrn von Gamaches und nicht Mirabeau angeht; dieser aber setzt hinzu: „Alles wohl untersucht und erwogen, hat die Anklage des Herrn von Valfond noch das Ärgerliche für Herrn von Gamaches, daß er nun stark in den Verdacht kommt, sehr häßlich zu sein, weil er mir ähnlich sieht."

Oft lächelte er auch. Als die Frage wegen der Regentschaft zur Sprache kommt, denkt die linke Seite an den Herzog von Orleans, die Rechte an den Prinzen von Condé, welcher damals nach Deutschland ausgewandert war. Mirabeau fordert, daß kein Prinz Regent sein dürfe, bevor er die Konstitution beschworen. Montlosier bemerkt, daß Ursachen obwalten können, einen Prinzen daran zu verhindern; zum Beispiel eine Reise über Meer....

Mirabeau antwortet: „Die Rede des zuerst Stimmenden soll gedruckt werden; doch fordre ich den Druckfehler zu bemerken: statt „über Meer" lese man „über Rhein."

Dieser Witz entschied die Frage. So spielte der große Redner oft mit seinem Schlachtopfer. Nach den Naturhistorikern ist im Löwen etwas von der Katze.

Auf Augenblicke und mitten im schönen Flusse seiner heftigsten populären Deklamationen, erinnerte er sich plötzlich, wer er sey, und dann hatte er stolze, edelmännische Saillien. Es war ein rednerischer Modus damals,

irgend eine Verwünschung gegen das Gemetzel in der Bartholomäusnacht, wo es sich schicken wollte, anzubringen. Mirabeau brachte seine Verwünschung an, wie alle Uebrigen; er sagte aber hingeworfen: „Der Herr Admiral von Coligny, der — beiläufig gesagt — mein Vetter war.“ Dieses „beiläufig gesagt“ war würdig des Vaters, welcher schrieb: „Es gibt in meiner Familie nur eine Mißheirath, die Medicis.“ —

„Mein Vetter, der Herr Admiral von Coligny,“ wäre impertinent am Hofe Ludwig XIV. gewesen, am Hofe des Volkes von 1791 klang es sublim.

Seine Verachtung war schön; sein Lachen war schön; aber sein Zorn war erhaben.

War es gelungen, ihn aufzubringen, hatte man ihm plötzlich eine Stachelspitze in die Weichen gedrückt, die den Redner, wie den Stier, zum Sprunge reizen; geschah dieses zum Beispiel inmitten einer Rede, dann verließ er Alles sogleich, gab seine angehäuften Ideen auf und bekümmerte sich wenig darum, daß das Gewölbe seines Raisonnements, aus Mangel an dem gehörigen Schlußstein hinter ihm zusammenfiel; er ließ die reine Frage auf sich selbst beruhen und stürzte sich mit gesenktem Kopfe auf den Nebenpunkt. Wehe dann dem Unterbrecher! Wehe dem Tornador, der nach ihm die Banderilla geschleudert! Mirabeau warf sich auf ihn, nahm ihn um den Leib, schwang ihn in die Luft, trat ihn mit Füßen. Er schritt auf ihm hin und her, zer-

malmte, zerstückte ihn. Er packte mit seinem Worte den ganzen Menschen, wer er auch sein mochte, groß oder klein, schlecht oder nichts, Schmutz oder Staub, mit seinem Wandel, seinem Charakter, seinem Ehrgeiz, seinen Fehlern und Lächerlichkeiten; er ließ nichts bei Seite, schonte nichts, vergaß nichts; er keilte seinen Feind unbarmherzig in einen Winkel der Tribune und erregte bald Zittern, bald Lachen; jedes Wort ein Schlag, jede Phrase ein Pfeil, er hatte die Wuth im Herzen; es war schrecklich und schön zugleich, es war ein Löwenzorn.

Wie schön war der große, mächtige Redner in solchen Augenblicken!

Dann mußte man es sehen, wie er die Wolken der Diskussion weit vor sich hintrieb; wie sein stürmischer Hauch alle Köpfe der Versammlung wirbelig machte. Und seltsam genug! nie räsonnirte er besser, als in der Hitze. Die heftigste Erbitterung, ohne durch ihre Leidenschaftlichkeit seine Beredtsamkeit zu hemmen, entfaltete stets in ihm eine Art von höherer Logik, und er fand im Zorn Argumente, wie Andre Metaphern. Er mochte nun von seinen Sarkasmen mit den Zähnen von Stahl die bleiche Stirne Robespierre's anbrüllen lassen, jenes fürchterlichen Unbekannten, der zwei Jahre später mit den Köpfen umging wie Phocion mit den Reden; oder mit Wuth die langfaserigen Dilemmen des Abbe Maury zermalmen, und sie dann zerfetzt, in einander gezerrt, halb aufgezehrt und bedeckt mit dem Schaume seines

Zornes, der rechten Seite hinspucken; er mochte endlich die Krallen seiner Schlüsse in die weiche und schlaffe Phrase des Advokaten Tarzet schlagen — immer blieb er groß und prächtig, und eine Art von schauervoller Majestät war ihm beigegeben, welche selbst seine wildesten Sprünge nicht zu entfernen vermochten. Unsere Väter haben es uns überliefert; wer Mirabeau nicht im Zorn gesehen, hat ihn nie gesehen. Im Zorne erst machte sein Genie das Rad und entfaltete alle seine Herrlichkeit. Diesem Manne stand der Zorn gut, wie dem Ocean der Sturm. Für den, der ihn gesehen und gehört, sind seine Reden nur der todte Buchstabe. Alles, was daran Saillie oder Relief, Farbe, Athem, Bewegung, Leben und Seele war, ist verschwunden. Alles an diesen schönen Reden liegt heute am Boden, ausgestreckt und ruhig. Wo ist der Hauch, der alle diese Ideen aufwirbeln konnte, wie Blätter im Herbststurme? Das Wort ist es wohl noch, wo aber blieb die Bewegung dazu? Das ist wohl das Geschrei, aber der Accent fehlt! Dies seine Sprache, aber wo ist der Blick? Dies die Rede, wo aber ist die Komödie zu dieser Rede? Denn, gesagt muß es werden, in einem jeden Redner unterscheidet man zwei Elemente, den Denker und den Schauspieler. Der Erstere bleibt, der Letztere verschwindet mit dem Menschen. Darum stirbt Talma ganz und Mirabeau nur halb.

In der konstituirenden Versammlung war ein Etwas,

das den aufmerksamen Beobachter erschreckte, nemlich der Konvent. Für Jeden, der jene Epoche studirt hat, ist es klar, daß seit 1789 der Konvent in der konstituirenden Versammlung war. Er war in ihr als Keim, Fötus, Entwurf. Für den Haufen war es freilich noch nichts Wahrnehmbares, doch dem, der zu sehen verstand, erschien er bereits fürchterlich. Ein Nichts ohne Zweifel; eine nur etwas tiefere Tinte des allgemeinen Kolorits; eine bisweilen distonirende Note im Orchester; ein krankhafter Ton in einem Jubelchore voll schmeichlerischer Hoffnungen; ein Theil, der wenig Uebereinstimmung mit dem Ganzen zeigte; eine nächtliche Gruppe in einem ganz finstern Winkel; einige Menschen, die gewissen Worten eine gewisse Betonung liehen; dreißig Stimmen, nicht mehr als dreißig, die sich jedoch später durch ein entsetzliches Gesetz der Vervielfältigung verzweigen durften, in Girondisten, in Ebene und Berg; mit einem Worte: 1793 war bereits ein schwarzer Punkt in dem blauen Himmel von 1789. Alles war aber schon in diesem schwarzen Punkte, der 21. Januar, der 31. Mai, der 9. Thermidor, die ganze blutige Trilogie. Buzot, der Ludwig XVI. verschlingen sollte, Robespierre, der Buzot verschlingen sollte, Vadier, der Robespierre verschlingen sollte, diese unheilvolle Dreieinigkeit.

Von diesen Menschen zeigten die unbedeutendsten und unbekanntesten selbst, Hebrard und Putraink zum Beispiel, ein seltsames Lächeln bei den Diskussionen, und

es schien, als bewahrten sie für die Zukunft einen Gedanken, den sie jetzt nicht verrathen wollten. Wir glauben, der Historiker müsse Mikroskope besitzen, um der Bildung einer werdenden Versammlung in dem Bauche einer vorhandenen Versammlung nachzuspüren. Diese Art des Trächtigseins wiederholt sich oft in der Geschichte und ist noch nicht genugsam beobachtet worden.

Im vorliegenden Falle war dieser mysteriöse Auswuchs auf der Oberfläche des gesetzgebenden Körpers, wahrlich kein unbedeutender Umstand, da er das Schaffot für den König von Frankreich, schon aufgerichtet, in seinem Innern verbarg. Dieses Embryo des Konvents im Schooße der konstituirenden Versammlung mußte schon eine monströse Form angenommen haben. Ein Ei vom Geier im Neste des Adlers.

Alsbald entsetzten sich auch viele gute Köpfe in der Versammlung über die Gegenwart dieser Undurchdringlichen, die sich für eine andere Zeit bereit zu halten schienen. Sie vermutheten mit Recht Stürme in diesen Brusthölen, denen jetzt noch kaum leise Hauche entschlüpften. Sie fragten sich, ob diese wüthenden Winde nicht einst entfesselt würden, und wie es dann um alle, der Civilisation so nothwendigen Dinge wohl stehen möchte, welche 1789 noch nicht entwurzelt hatte. Rabaut St. Etienne, welcher die Revolution für beendigt hielt, und es ganz laut sagte, schnupperte unruhig um Robespierre, der sie nicht einmal angefangen glaubte, aber dieses nur ganz

leise aussprach. Die gegenwärtigen Zertrümmerer der Monarchie erbebten vor den zukünftigen Zertrümmerern der Gesellschaft. Diese jedoch, wie alle Menschen, denen die Zukunft gehört, und die es wissen, waren übermüthig, zänkisch und anmaßend, und der Geringste von ihnen stieß die Ersten in der Versammlung mit dem Ellenbogen in die Seite. Die Nichtigsten und Obscursten warfen nach ihrer Lust und Laune unverschämte Einwendungen den bedeutendsten Rednern hin; aber da man wußte, daß diesen Menschen große Ereignisse in einer nahen Zukunft bevorstanden, so wagte Niemand ihnen zu antworten. In solchen Momenten jagte die dereinst kommende Versammlung der bestehenden Schrecken ein, dann aber gab sich erst Mirabeau's Kraft als Ausnahme auf glänzende Weise kund. Im Gefühle seiner Allmacht und ohne zu glauben, daß er etwas so Großes thäte, schrie er der geheimnißvollen Gruppe zu, welche der konstituirenden Versammlung Einspruch that: „Stille den dreißig Stimmen!" und der Konvent verstummte.

Dieser Schlauch der Winde blieb ruhig und verschlossen, so lange Mirabeau's Fuß auf seiner Oeffnung stand.

Kaum war Mirabeau todt, da brachen die anarchischen Gedanken aus ihrem Hinterhalte hervor.

Und hier wiederholen wir es: wir glauben, daß Mirabeau zu rechter Zeit gestorben sei. Nachdem er selbst große Stürme im Staate erregt hatte, erdrückte er

unter seinem Gewichte augenscheinlich alle jene differgirenden Kräfte, denen die Beendigung der durch ihn begonnenen Zerstörung vorbehalten war. Aber durch diesen Druck selbst dehnten sie sich mehr und mehr aus, und früher oder später würde sich die revolutionäre Explosion Bahn gemacht haben, und hätte Mirabeau in die Luft gesprengt, so riesenhaft er auch war. —

Nun zur Folgerung.

Hätten wir über Mirabeau mit einem Worte zu entscheiden, so würden wir sagen: Mirabeau ist kein Mensch, kein Volk, sondern eine redende Begebenheit.

Eine ungeheure Begebenheit! der Umsturz der monarchischen Form in Frankreich.

Unter Mirabeau wäre weder die Monarchie, noch die Republik möglich gewesen. Die Monarchie schloß ihn aus durch ihre Hierarchie, die Republik durch ihre Gleichheit. Mirabeau gehörte nur einer Vorbereitungsperiode an. Damit sein Flug sich gemächlich entfalten könne, mußte die gesellschaftliche Atmosphäre in jenem eigenthümlichen Zustande sich befinden, wo nichts Bestimmtes, nichts Festgewurzeltes zu widerstehen vermag, wo jedes Hinderniß mit Hülfe der Theorien besiegt wird, wo die Prinzipien, welche einst die künftige Gesellschaft begründen sollen, noch ohne Gestalt und Konsistenz suspendirt sind, und in dem Medium, worin sie sich umhertreiben, des Augenblicks warten, sich zu präcipitiren und als

Krystalle anzuschließen. Aber jede feste Institution hat Ecken, woran sich Mirabeau's Genie die Flügel zerbrechen konnte.

Mirabeau hatte einen tiefen Blick in die Dinge, einen gleich tiefen in die Menschen. Bei seinem Eintritt in die Generalstaaten beobachtete er lange im Stillen, innerhalb und außerhalb der Versammlung, die damals so malerische Gruppe der Partheien. Er errieth die Unzulänglichkeit Mounier's, Malouets und Rabaud St. Etienne's, welche von einer englischen Konklusion träumten. Er beurtheilte kalt die Leidenschaftlichkeit Chapelier's, die Geistesschwäche Petion's, die schlechte literarische Emphase Volney's; den Abbe Maury, der einer Stellung bedurfte; Despremesnil und Adrian Duport, die übellaunigte Parlementärs, nicht aber Tribune waren; Roland, jene Null, deren Ziffer seine Frau war; Gregoire, der sich in einem Zustande politischen Nachtwandelns befand. Er durchschaute mit einem Blick den Charakter Sièyes, so versteckt er auch war. Er berauschte mit seinen Ideen Camille Desmoulins, dessen Kopf jedoch für sie zu schwach war. Er bezauberte Danton, der ihm ähnlich sah, nur minder groß und häßlicher. Er versuchte aber weder die Guillermy's, noch die Lautrec's und Cazale's zu gewinnen, weil diese Charaktere in den Revolutionen unauflösbar sind. Er fühlte zu wohl, daß Alles so schnell vorwärts treiben würde, und daß keine Zeit zu verlieren war. Weil er indeß immer muthvoll dastand, weder die Männer des jetzigen Tages fürchtend, welches höchst

selten ist, noch die des morgenden, welches noch seltener ist, so betrug er sich kühn mit den Mächtigen und griff zur rechten Zeit und Stunde Maurrou und Terray, Calonne und Necker an. Er nahete sich auch dem Herzoge von Orleans, berührte ihn und wandte sich sogleich von ihm weg. Robespierre sah er gerade, Marat von der Seite an.

Nach und nach war er auf der Insel Rhe, im Schlosse If, im Fort Joux und im Donjon von Vincennes verhaftet gewesen. Für alle diese Kerker nahm er seine Rache an der Bastille.

In seinen Gefängnissen las er den Tacitus. Er verschlang ihn, er nährte sich davon, und wie er zur Tribune von 1789 gelangte, hatte er noch dieses Löwenmark im Munde. Dies merkte man auch seinen ersten Worten an, die er sprach.

Er hatte nicht das Verständniß von dem, was Robespierre und Marat eigentlich wollten. Den einen betrachtete er wie einen Advokaten ohne Klienten, den andern wie einen Arzt ohne Kranke, und er meinte, der Verdruß darüber ließe sie so ausschweifen. Eine Meinung, die auch etwas Wahres hatte. Er kehrte den Dingen, die so vernehmbar hinter ihm her schritten, auf das Entschiedenste den Rücken. Gleich allen radikalen Wiederherstellern hatte er das Auge fester auf die socialen, als auf die politischen Fragen gerichtet. Sein Werk, das ihm allein angehört, ist nicht die Republik, es ist die Revolution.

Dies aber beweis't mehr als Alles, daß er der

hauptsächlichste, wahre große Mann jener Zeit ist, weil er hervorragt über Alle, die nach ihm in derselben Ideenordnung groß waren.

Sein Vater, der ihn — obgleich sein Erzeuger — eben so wenig begriff, wie die Konstituirende den Konvent, sagte von ihm: „Dieser Mensch ist weder das Ende, noch der Anfang eines Menschen.“ — Und er hatte Recht. — Dieser Mensch war das Ende einer Gesellschaft und der Anfang einer neuen.

Mirabeau ist dem großen Werke des achtzehnten Jahrhunderts eben so wichtig gewesen, wie Voltaire. Diese beiden Männer hatten ähnliche Missionen: die alten Dinge zu zerstören und die neuen vorzubereiten. Die Thätigkeit des Einen war zusammenhängend und hat ihn vor den Blicken Europa's sein ganzes langes Leben hindurch beschäftigt. Der Andere erschien nur kurze Zeit auf der Scene. Um ihre gemeinschaftliche Aufgabe zu lösen, waren Voltaire Jahre, Mirabeau Tage verliehen. Indeß hat Mirabeau nicht weniger, als Voltaire gethan. Der Redner nimmt sich dabei nur anders, wie der Philosoph. Jeder greift das Leben des socialen Körpers nach seiner Weise an. Voltaire zersetzt, Mirabeau zermalmt. Voltaire's Beginnen gleicht einem chemischen Processe. Mirabeau ist ganz physisch. Nach Voltaire ist eine Gesellschaft aufgelös't; nach Mirabeau ist sie Staub. Voltaire ist eine Säure; Mirabeau eine Keule.

VII.

Wenn wir nunmehr, um diese Skizze Mirabeau's und seiner Epoche zu ergänzen, die Blicke auf uns zurück lenken, so wird es uns einleuchten, daß die sociale Bewegung, welche im Jahr 1789 anfing, auf ihrer jetzigen Stufe, keinen Mirabeau mehr haben kann, ohne daß wir uns dabei mit Bestimmtheit sagen könnten, wie die großen politischen Männer der Zukunft beschaffen sein werden.

Ein Mirabeau ist nicht mehr nöthig, folglich ist er auch nicht möglich.

Die Vorsehung erschafft solche Männer nicht, wenn ihr Dasein nicht nothwendig bedingt ist. Solche Saat wird nicht in den Wind gestreut.

Und — fragen wir — wozu könnte heute ein Mirabeau nützen? — Ein Mirabeau ist ein Blitz. — Was gibt es noch zu erschlagen? — Wo sind jetzt noch in der Region der Politik zu hohe Gegenstände, die den Blitz anzögen? — Wir leben nicht mehr im Jahre 1789, wo es in der Gesellschaft so viele Dinge außer allem Verhältnisse gab.

Jetzt ist der Boden fest nivelirt; Alles ist eben, geschliffen, glatt. Eine Gewitterwolke, wie Mirabeau, die hoch über uns hinwegzöge, fände keinen Gipfel, um sich daran zu entladen.

Jedoch wollen wir nicht behaupten, mit dem „wir brauchen keinen Mirabeau," wir brauchen keine großen Männer. Ganz im Gegentheil. Es gibt gewiß noch viel zu wirken. Alles ist zerstört, nichts ist wieder hergestellt.

In einem Momente, wie der gegenwärtige, theilt sich die Partei der Zukunft in zwei Klassen: die Männer der Revolution und die Männer der Fortschreitung. Die ersten reißen das alte politische Erdreich auf, bilden die Furche, streuen den Saamen; aber ihre Zeit währt zu kurz. Den Männern der Fortschreitung wird erst der langsame und beschwerliche Anbau der Prinzipe zu Theil, die Kenntniß der günstigen Jahreszeit zum Pfropfen der oder jener Idee, die tägliche Arbeit, das Begießen der jungen Pflanze, das Düngen des Bodens, die Ernte für Alle. Sie schreiten gebückt und geduldig, bei Sonnenschein und Regen, durch das Feld des allgemeinen Besten, reinigen diese mit Trümmern bedeckte Er e, graben noch so manchen festen Stumpf der Vergangenheit aus, oder so manche abgestorbene Wurzel alter Einrichtungen, und schaffen Mißbräuche fort, die das schnell wuchernde Unkraut in den Lücken der Gesetzgebung sind. Sie bedürfen des gesunden Auges, der unermüdlichen Füße,

der kräftigen Hand. Es sind wackere, gewissenhafte Arbeiter, die oft schlechten Lohn empfangen!

Nach unserer Meinung haben die Revolutionsmänner zu dieser Frist ihre Sendung vollendet. Noch ganz kürzlich haben sie ihre drei Säetage im Juli gehabt. Mögen sie doch nun die Fortschreitungsmänner handeln lassen. Auf die Furche komme die Ähre.

Mirabeau war der große Mann der Revolution. Wir erwarten nunmehr den großen Mann der Fortschreitung.

Und wir werden ihn besitzen.

Frankreich hat eine zu wichtige Initiative an die Civilisation der Erde, als daß es ihm jemals an besondern Menschen dazu fehlen könnte. Frankreich ist die majestätische Mutter aller Ideen, welche heute bei allen Völkern im Schwange sind. Man kann sagen, daß die französische Nation seit zwei Jahrhunderten die Welt mit der Milch ihrer Brüste ernährte. Sie hat reiches und edles Blut und einen fruchtbaren Leib; sie ist unerschöpflich an Genies; sie gebiert aus sich selbst alle großen Intelligenzen, deren sie bedarf; ihr stehen immer Menschen nach dem Maaßstabe der Ereignisse zu Gebot; und wird es erfordert, so fehlt ihr nie ein Mirabeau, um ihre Revolutionen zu beginnen, nie ein Napoleon, um sie zu enden.

Die Vorsehung wird ihr gewiß nicht den großen Mann der Gesellschaft, nicht blos der Politik, vorenthalten, dessen die Zukunft bedarf.

Bis daß er aber erschienen sein wird, sind alle Menschen, die jetzt der Geschichte gehören, mit wenigen Ausnahmen, nur klein zu nennen.

Wohl ist es traurig zu sehen, daß die großen Staatskörper jetzt der allgemeinen Ideen und eines weitumfassenden Gleichgefühls entbehren; daß man die Zeit mit Uebertünchungen vertändelt, die zum Erbauen angewandt werden sollte; wohl ist es zum Verwundern, daß man zu vergessen scheint, daß die wahre Herrschermacht nur der Intelligenz gehöre, daß man vor allen Dingen die Menge aufklären müsse, und daß nur dann, wenn das Volk intelligent sein wird, es auch herrschend sein kann; wohl ist es schändlich, daß die prachtvollen Prämissen von 1789 gewisse Carollarien nachschleppten, wie der Syrenenkopf den Fischleib; und daß ungeschickte Handlanger so erbärmlich Gesetze von Gips auf Ideen von Granit hinkleckſten; wohl ist es bedauernswerth, daß die französische Revolution so ungelenke Geburtshelfer sah; und dennoch ist bis jetzt noch nichts geschehen, was nicht zu verbessern gewesen wäre; nicht ein einziges wesentliches Prinzip wurde während des revolutionären Kreisens erstickt; keine Mißgeburt fand noch Statt; jede einer künftigen Civilisation nothwendige Idee ist lebenskräftig geboren und gewinnt jeden Tag mehr Muth, Gestalt und Gesundheit. Als 1814 herankam, wie waren da diese Ideen, die Kinder der Revolution, so jung und klein noch, und lagen in der Wiege, und die Restauration, das muß

man gestehen war ihnen eine magre und schlechte Amme. Aber, das muß eben so gesagt werden, sie hat keines der Kleinen todtgedrückt. Die Zahl der Prinzipe ist vollständig geblieben. — In unsern Tagen ist jede Kritik möglich, der Verständige jedoch soll dem Ganzen einen wohlwollenden Blick schenken. Er soll hoffen, vertrauen, warten. Er soll es den Männern der Theorie nachsehen, mit welcher Langsamkeit die Ideen treiben; den Männern der Praktik jene enge, doch nützliche Liebe zum Bestehenden, ohne welche sich die Gesellschaft in allmähliche Versuche auflösen müßte; den Leidenschaften halte er zu Gute ihre großen und anregenden Digressionen; den Interessen ihre Berechnungen, welche statt der Glaubenslehren die Klassen an einander fesseln; den Regierungen ihr Herumtappen nach dem Guten im Dunkeln; den Oppositionen den Stachel in der Hand, wodurch der Ochse die Furche zieht; den Partheien der Mitte die Beschwichtigung, welche sie für Transitionen bereit halten; den äußersten Enden die Thätigkeit, welche sie der Ideencirculation verschreiben, die das ächte Blut der Civilisation ist; den Freunden der Vergangenheit die Sorgfalt, welche sie für einige noch Leben zeigende Wurzeln hegen; den Eiferern für die Zukunft die Liebe zu jenen Blüthen, die einst herrliche Früchte versprechen; den Männern von reifem Alter ihre Mäßigkeit; den jüngern ihre Geduld; Diesen, was sie schaffen; Jenen, was sie schaffen möchten; Allen die Schwierigkeit dabei.

Jedoch verneinen wir hierdurch nicht, was unsere Epoche Stürmisches und Unruhiges hat. Die Meisten, die etwas im Staate wirken, wissen nicht, was sie thun. Sie arbeiten in der Nacht, ohne zu sehen. Morgen, am Tage, werden sie vielleicht selbst über ihr Werk erstaunen. Ob erfreut, oder entsetzt, wer kann das wissen? — Es gibt nichts Bestimmtes mehr in dem politischen Wissen: alle Magnetnadeln trügen; die Gesellschaft treibt steuerlos umher; seit zwanzig Jahren hat man ihr schon drei Mal einen neuen Hauptmast aufgesetzt: Dynastie genannt, der immer zuerst vom Wetterstrahl getroffen wird.

Das definitive Gesetz des Nichts offenbart sich noch immer nicht. Die Regierung, wie sie besteht, ist noch immer nicht die Affirmation von irgend Etwas; die Presse, die so groß und nützlich ist, bleibt für jetzt nur die immerwährende Negation von Allem. Noch wurde keine reine Vorschrift der Civilisation und der Fortschreitung erlassen.

Die französische Revolution hat für alle socialen Theorien ein ungeheures Buch geöffnet, eine Art von großem Testament. Mirabeau hat sein Wort hineingeschrieben, dann Robespierre, dann Napoleon. Ludwig XVIII. hat etwas darin radirt, Karl X. hat das Blatt zerrissen. Die Kammer vom 7. August endlich hat es, so gut es ging, wieder zusammengeklebt, und das ist Alles.

Das Buch ist da, die Feder ist da — aber wer wagt zu schreiben? —

Die jetzigen Menschen scheinen in der That nur wenig zu sein; jeder Denker jedoch sollte unsern socialen Wallungen seine Aufmerksamkeit nicht entziehen.

Wir haben wahrlich festes Vertrauen und feste Hoffnung.

Und wer empfände nicht, daß im Sturm und Aufruhr, im Kampfe aller Systeme und aller Interessen, mitten durch Dampf und Staub, welche, gleich einem Schleier, die kaum modellirte sociale und providentielle Statue den Augen entziehen, hinter dem Gewölbe aus Theorien, Leidenschaften und Schimären, die sich durchkreuzen und verzehren, in jenem Nebel, den nur Blitze durchzucken, mitten unter dem Reden der Menschen, die zugleich alle Sprachen mit allen Zungen vernehmen lassen, unter diesem heftigen Wirbel von Dingen, Menschen und Ideen, den man mit dem Namen des neunzehnten Jahrhunderts belegt — wer empfände nicht, daß hierin die Erfüllung von etwas Großem sich nahe? —

Aber, Gott nur bleibt ruhig und schafft sein Werk.

Im Januar 1834.

Voltaire.

Francois Marie Arouet, so berühmt unter dem Namen Voltaire, wurde den 20. Februar 1694 zu Châtenay geboren. Aus seiner Familie saßen Mitglieder im Magistrate dieser Stadt. Er wurde im Jesuitenkollegium erzogen, woselbst einer seiner Lehrer, Lejay, ihm das Prognostikon gestellt haben soll, er werde einst der Koriphäe des Deismus werden.

Nachdem Arouet, dessen Talent sich mit aller jugendlichen Kraft und Offenheit entwickelte, das Kollegium verlassen hatte, fand er auf der einen Seite in seinem Vater einen unbeugsamen Verächter aller Wissenschaft, auf der anderen in seinem Pathen, dem Abbé von Châteauneuf, einen dienstwilligen Verführer. Der Erstere verdammte jedes wissenschaftliche Studium, ohne zu wissen, warum, aber eben deshalb auch mit einer unüberwindlichen Hartnäckigkeit. Der Letztere dagegen, welcher es sich angelegen sein ließ, Arouet bei seinen literarischen Versuchen aufzumuntern, interessirte sich sehr

für die Poesie, besonders für diejenige, die mit einer gewissen Leichtfertigkeit und Impietät schön that. Der Vater wollte den Dichter durch ein rechtswissenschaftliches Studium austreiben; der Pathe führte den Knaben in die Schlüpfrigkeiten des Salonlebens ein. Jener untersagte seinem Sohne jede schönwissenschaftliche Lektüre; Ninon von l'Enclos aber vermachte dem Zögling ihres Freundes Châteauneuf eine Bibliothek. Somit unterlag das Genie Voltaire's von seiner Geburt an zwei entgegengesetzten und gleich verderblichen Verfahrungsarten; die eine bezweckte das geweihte Feuer, welches sich nie löschen läßt, gewaltsam zu ersticken, die andere nährte es unüberlegter Weise, auf Kosten Alles dessen, was es Edles und Ehrenwerthes in der intellektuellen und socialen Ordnung gibt. Vielleicht sind es diese beiden einander widerstrebenden Impulse, die, zu gleicher Zeit dem ersten Aufschwung einer mächtigen Phantasie imprimirt, deren Richtung für immer verdarben. Wenigstens kann man ihnen die ersten Verirrungen jenes Talents zuschreiben, das zu gleicher Zeit Zaum und Sporn empfand.

Gleich im Beginn seiner schriftstellerischen Laufbahn nannte man Voltaire als Verfasser ziemlich schlechter und sehr unverschämter Verse, die ihn in die Bastille brachten, eine strenge Züchtigung für elende Reime. Während dieser gezwungenen Mußezeit machte der junge zwanzigjährige Schriftsteller den flüchtigen Entwurf seines matten Gedichts: die Ligue, und beendigte sein merk-

würdiges Drama Oedipus. Nachdem er einige Monate in der Bastille zugebracht hatte, erhielt er, auf Veranlassung des Herzogs von Orleans, seine Freiheit und zugleich eine Pension von diesem Prinzen. Voltaire dankte ihm, daß er sich es so sehr angelegen sein ließ, für den Lebensunterhalt des Dichters zu sorgen, bat ihn jedoch, sich in Zukunft nicht mit der Sorge für die Wohnung desselben zu befassen.

Oedipus wurde mit Erfolg im Jahre 1718 zur Darstellung gebracht. Lamotte, das Orakel dieser Zeit, würdigte den Triumph Voltaire's durch einige Segenswünsche und das Rénommée des jungen Dichters begann. Heut zu Tage erinnert man sich Lamotte's vielleicht nur aus dem Grunde, weil sein Name in Voltaire's Schriften genannt worden ist.

Die Tragödie Artemire folgte dem Oedipus. Sie fiel durch. Voltaire unternahm eine Reise nach Brüssel, um daselbst J. J. Rousseau kennen zu lernen, den man, wunderlich genug, den Großen genannt hat. Beide Dichter achteten sich vor ihrer persönlichen Bekanntschaft; sie schieden als Feinde. Man hat behauptet, sie seien gegenseitig auf einander eifersüchtig gewesen. Das würde kein Zeichen einer Ueberlegenheit sein.

Artemire, die im Jahre 1724, nach einer Umarbeitung, unter dem Titel Marianne gegeben wurde, hatte mehr Erfolg, ohne besser zu sein. In derselben Zeit erschien die Ligue oder Henriade, und Frankreich hatte

kein episches Gedicht. Voltaire setzte in dieser Dichtung Mornay an Sully's Stelle, weil er sich über einen Abkömmling dieses großen Ministers zu beklagen hatte. Diese durchaus nicht philosophische Rache ist dennoch zu entschuldigen, indem Voltaire niederträchtiger Weise vor dem Hotel Sully durch irgend einen Kavalier von Rohan beleidigt wurde und, verlassen von allem richterlichen Schutz, sich keine andere Genugthuung verschaffen konnte.

Mit Recht erzürnt über die Gesetzlosigkeit, in Betreff seines verächtlichen Feindes, begab sich Voltaire, der bereits den berühmten Charakteren angehörte, nach England, wo er sich mit dem Studium philosophischer Schriften beschäftigte. In seinen Mußestunden schrieb er ebendaselbst zwei neue Tragödien: Brutus und Cäsar. Corneille hat mehreren Scenen derselben seine Anerkennung ertheilt.

Nach Frankreich zurückgekehrt, schrieb Voltaire den Eriphilus, welcher durchfiel, und Zaire, ein Meisterwerk, das in drei Wochen begonnen und vollendet wurde. Es fehlt demselben nichts, als die Farbe des Orts und eine gewisse Sorgfältigkeit des Styls. Zaire wurde verdienter Weise mit fast wunderbarem Erfolg gekrönt. Die Tragödie Adelaide Duguesclin (später Herzog von Foix betitelt) war nicht so glücklich, ein gleiches Resultat hervorzurufen. Der Tempel des Geschmacks, die Briefe über die Engländer

gehören zu den weniger wichtigen Produktionen, mit welchen sich Voltaire während mehrer Jahre herumplagte.

Demohngeachtet erfüllte sein Name bereits Europa. Er begab sich nach Cirey zu der Marquise von Châtelet, einer Dame, von der er selbst behauptete, daß sie zu allen Wissenschaften tauge, nur nicht zu der des Lebens, und machte hier seine schöne Phantasie in der Algebra und Geometrie verdorren, schrieb Alzire, Mahomet, die Geschichte Karl's XII., trug die Materialien zu seinem Zeitalter Ludwig's XIV. zusammen, bereitete den Versuch über die Sitten der Nationen vor und schickte Friedrich, dem Kronprinzen von Preußen, seine Madrigale. Merope, die ebenfalls zu Cirey geschrieben wurde, setzte dem dramatischen Ruf Voltaire's das Siegel auf. Er glaubte nunmehr, sich als Bewerber der durch den Kardinal Fleury in der Akademie française erledigten Stelle präsentiren zu dürfen. Er wurde nicht zugelassen. Er hatte noch weiter Nichts aufzuweisen, als Genie. Indeß einige Zeit hernach ließ er es sich angelegen sein, der Marquise von Pompadour zu schmeicheln, und zwar mit einer so hartnäckigen Unterthänigkeit, daß er auf einmal den Sitz in der Akadamie, die Würde eines Gentilhomme des Königs und die Stelle eines Historiographen von Frankreich erhielt. Diese Gunst dauerte nicht lange. Voltaire begab sich wechselweise nach Luneville zum ehrlichen Stanislaus, dem Könige von Polen und Herzoge von Lothringen;

nach Sceaux zu Madame du Maine, wo er die Semiramis, Orestes und das gerettete Rom schrieb, und nach Berlin zu Friedrich, der den preußischen Thron bestiegen. Er verlebte hier mehre Jahre, wurde zum Kammerherrn ernannt und erhielt Orden und Pension. Er wurde nebst Maupertuis, Argens und Lamettrie, dem Atheisten des Königs, dieses Königs, der, nach Voltaire's Behauptung, ohne Hof, Conseil und Religion lebte, zu der königlichen Tafel gezogen. Nicht die erhabene Freundschaft eines Aristoteles und Alexander, eines Terenz und Scipio lag diesem Verhältniß zum Grunde. Ein Zusammenleben von einigen Jahren genügte, darzuthun, daß die Seele eines despotischen Philosophen und die eines sophistischen Dichters Nichts mit einander gemein haben. Voltaire wollte aus Berlin entfliehen. Friedrich jagte ihn fort.

Aus Preußen entfernt, von Frankreich zurückgestoßen, verlebte Voltaire zwei Jahre in Deutschland, wo er seine Annalen des Kaiserreichs herausgab, die er aus Gefälligkeit für die Herzogin von Sachsen-Gotha redigirte. Später ließ er sich, mit Madame Dénis, seiner Nichte, in Genf nieder. Die chinesische Waise, eine Tragödie, die als der Zenith seines Talents betrachtet werden kann, war die erste Frucht dieser Zurückgezogenheit, wo er in Frieden gelebt haben würde, hätten gierige Buchhändler nicht seine odiöse Pucelle herausgegeben. In diese Zeit und die seines Vergnügungs-Aufenthaltes zu Tournay und Ferney fallen das Gedicht über das

Lissaboner Erdbeben, die Tragödie Tancred, einige Erzählungen und verschiedene Werkchen. Zu derselben Zeit vertheidigte er mit einer mit vieler Prahlerei gepaarten Großmuth Calas, Sirven, la Barre, Montbailly, Lally, die bejammernswerthen Opfer richterlicher Verirrungen. Damals entzweite er sich mit Rousseau, wurde Katharina von Rußland befreundet, für die er die Geschichte ihres Großvaters, Peter I., schrieb, und versöhnte sich wieder mit Friedrich. Aus derselben Zeit schreibt sich seine Mitwirkung an der Encyklopädie her, ein Werk, an welchem Menschen, die ihre Kraft hatten beweisen wollen, nur ihre Schwäche bekundeten, ein monströses Monument, zu welchem der Moniteur unserer Revolution ein fürchterliches Seitenstück liefert.

Von der Last der Jahre niedergebeugt, verlangte Voltaire nach Paris. Er begab sich in dieses Babylon, welches mit seinem Genie sympathisirte. Von einstimmigen Acclamationen begrüßt, konnte der unglückliche Greis sich noch vor seinem Tode von dem Fortschreiten seines Werks überzeugen. Er konnte seinen Ruhm genießen, oder davor erschrecken. Seine Lebenskräfte ließen ihn nicht die Aufreizungen dieser Reise ertragen, Paris sah ihn am 30. Mai 1778 aus diesem Leben scheiden. Starke Geister behaupten, daß er seine Ungläubigkeit mit in's Grab genommen habe. Wir wollen ihm nicht bis dahin folgen.

Wir haben das Privatleben Voltaire's erzählt; nunmehr wollen wir versuchen, seine öffentliche und literarische Existenz zu schildern.

Voltaire nennen, heißt das ganze achtzehnte Jahrhundert charakterisiren, mit einem Federzug die doppelte Physiognomie, historische und literarische, dieser Epoche feststellen, die — was man auch davon behaupten mag — nur die Uebergangs-Epoche, sowohl für die bürgerliche Gesellschaft, wie für die Poesie war. Das achtzehnte Jahrhundert wird stets in der Geschichte als von zwei Jahrhunderten, dem vorhergehenden und dem nachfolgenden, erstickt erscheinen. Voltaire ist die Haupt- und gewissermaßen typische Person dieses Jahrhunderts; und so außerordentlich auch dieser Mann war, seine Verhältnisse erscheinen doch ziemlich kleinlich zwischen dem großen Bilde Ludwig's XIV. und der gigantischen Figur Napoleon's.

Zwei Wesen liegen in Voltaire. Sein Leben unterlag zweien Einflüssen. Seine Schriften hatten zwei Resultate. Dieser Doppel-Ausdruck, deren einer die Wissenschaften beherrschte, während der andere sich in den Ereignissen kund that, soll zunächst von uns berücksichtigt werden. Wir wollen jeden dieser beiden Impulse, die Voltaire's Genie leiteten, abgesondert betrachten. Immerhin darf man aber nicht unberücksichtigt lassen, daß ihre gedoppelte Macht fest und innig mit einander in Zusammenhang stand, und daß die Wirkungen dieser Macht stets etwas Simultanes und Gemeinschaftliches

gehabt haben. Wenn wir in dieser Bemerkung die Untersuchung beider sondern, so geschieht das einzig und allein aus dem Grunde, weil es unsere Kräfte übersteigt, auf einen einzigen Hinblick das Ensemble zu umfassen. Wir benutzen deshalb den Kunstgriff jener orientalischen Künstler, die, da sie keine Figur en face malen können, dennoch oft das Ganze darstellen, indem sie beide Profils in denselben Rahmen schließen.

In der Literatur hat Voltaire eines jener Monumente hinterlassen, dessen Anblick mehr durch seine Ausdehnung erstaunen macht, als er durch seine Größe imponirt. Das Gebäude, welches er erbaut hat, bietet nichts Erhabenes. Es ist weder der Palast eines Königs, noch das Hospitium eines Armen. Es ist ein eleganter, ungeheurer Bazar, unregelmäßig und bequem, der unzählige Reichthümer in dem Koth auskramt; jeder Eitelkeit und Leidenschaft das gibt, was ihr zukömmt; der so blendend wie stinkend ist; den Vagabunden, Kaufleute und Müßiggänger beleben, den aber Priester und Hülfsbedürftige wenig besuchen. Da bemerkt man glänzende Galerien, die unaufhörlich von einem bewundernden Haufen angefüllt sind, verborgene Höhlen, die Keiner durchspürt hat. Man wird unter diesen prächtigen Arkaden tausend Meisterwerke des Geschmacks und der Kunst erblicken, die von Gold und Diamanten glänzen; aber vergebens sieht man sich nach einer Statue aus Bronze um, die antike Formen enthüllt. Schmuck und Aufputz für Salons und Boudoirs strahlen einem von

allen Seiten entgegen; aber Zierrathen und Kostbarkeiten für die Kirche erblickt man dort nicht. Wehe dem Schwachen, der nur einen Sinn für äußeres Glück hat und sich den Verführungen jenes prachtvollen Ab-Orts hingibt, dieses abscheulichen Tempels, in welchem für Alles, was nicht Wahrheit, Zeugniß abgelegt und eine Verehrung Alles dessen vorgenommen wird, was nicht Gott ist.

Gewiß, wenn wir auch über ein Werk dieser Art mit Bewunderung sprechen, man wird es nicht verlangen können, daß wir demselben unsere Ehrfurcht zollen.

Wir würden eine Stadt beklagen, wo die Menge den Bazar belebte und die Einsamkeit in der Kirche den Sitz aufgeschlagen hätte. Wir würden eine Literatur beklagen, die den Pfad Corneille's und Racine's verlassen würde, um in Voltaire's Fußstapfen zu treten.

Wir sind weit entfernt, das Genie dieses außerordentlichen Mannes in Abrede zu stellen. Eben weil, unserer Überzeugung nach, dieses Genie vielleicht eines der schönsten war, die jemals einem Schriftsteller verliehen wurden, so beklagen wir um so schmerzlicher die schlechte Anwendung desselben. Wir bedauern Voltaire's und der Wissenschaften wegen, daß er die hohe Intelligenz, die er vom Himmel erhalten, gegen den Himmel angewendet hat. Wir beweinen dieses treffliche Genie, das seine erhabene Sendung nicht begriffen hat, diesen Undankbaren, der die Keuschheit der Muse profanirt hat, wie die Heiligkeit des Vaterlandes, diesen Ueberläufer, dem es nicht

einfiel, daß der Dreifuß des Dichters seinen Platz neben dem Altar hat. Und (es ist dies von tiefer, aber unläugbarer Wahrheit) sein Fehler war zugleich seine Strafe. Sein Ruhm ist bei weitem nicht so groß, als er es sein sollte; denn er hat jeden Ruhm versucht, sogar den eines Herostratus. Ueber alle Felder der Wissenschaften hat er Aufklärungen ertheilt, aber man kann nimmer behaupten, er habe ein wissenschaftliches Feld kultivirt. Weil er den strafbaren Ehrgeiz besaß, nahrhafte und giftige Keime in gleichem Maße zu säen, so sind es gerade diese gewesen, welche — ihm zur ewigen Schande — die meiste Frucht trugen. Die Henriade steht als literarische Erscheinung noch unter der Pucelle; (eine Behauptung, die nicht sagen soll, daß dieses strafbare Werk einen Vorzug vor jener, selbst in seiner schandbaren Tendenz, aufzuweisen habe.) Seine Satyren, die häufig ein infernalisches Mal an sich tragen, stehen über seinen Komödien, die unschuldig sind. Man zieht seine leichten Poesieen, in welchen der nackte Cynismus auftritt, seinen lyrischen Dichtungen vor, in welchen man häufig religiöse und ernste Gedanken antrifft. *) Seine Erzählungen endlich,

---

*) Herr Graf von Maistre bemerkt in seinem strengen und beachtenswerthen Portrait Voltaire's, daß derselbe eine Null in der Ode ist: und schreibt mit Recht diese Nullität dem Mangel alles Enthusiasmus zu. In der That, Voltaire, der sich der lyrischen Poesie nur mit Widerstreben hingab, einzig und allein, um seinen Anspruch an die Universalität des Genies zu rechtfertigen, war jeder höheren Begeisterung unfähig; er kannte keine andere wahrhafte Gemüthsbewegung, als die des Zorns, und selbst

die so ganz und gar an Skepticismus und Ungläubigkeit leiden, werden für besser gehalten, als seine geschichtlichen Werke, wo derselbe Fehler sich weniger fühlbar macht, wo aber der ewige Mangel an Würde stets in Widerspruch mit dem Grundcharakter jener Werke geräth. Was seine Tragödien betrifft, wo er sich als wahrhaft großer Dichter bewährt, wo er häufig den Charakterzug findet und Worte des Herzens spricht, so kann man nicht läugnen, daß er in ihnen, ungeachtet so mancher bewundernswürdiger Scenen, weit hinter Racine und besonders hinter dem alten Corneille steht. Hier ist unser Urtheil um so weniger verdächtig, als ein tiefes und gründliches Studium der dramatischen Werke Voltaire's uns die Uebezeugung gewährt hat, daß er, in Betreff des Theaters, eine Ueberlegenheit über die meisten Schriftsteller an den Tag lege. Wir zweifeln keinen Augenblick, daß, wenn derselbe, statt die kolossalen Kräfte seines Gedankens auf zwanzig Punkten zu zersplittern, dieselben alle zu einem Ziele vereinigt hätte: der Tragödie, er Racine übertroffen haben und Corneille gleich gekommen sein würde. Aber er verwendete das Genie auf den Geist. Solchergestalt wurde er entsetzlich geistreich. Solchergestalt ist das Siegel des Genies mehr dem großen Ganzen seiner Schriften aufgeprägt, als dem Einzelnen derselben. Unaufhörlich mit seinem Jahrhundert beschäftigt, vernach-

dieser Zorn steigerte er sich je bis zum Unwillen, bis zu jenem heiligen Unwillen, der den Dichter macht, wie Juvenal so schön sagt: **Facit indignatio versum?**

läßigte er die Nachkommenschaft zu sehr, dieses ernste Bild, welches alle Meditationen des Dichters beherrschen muß. Aus Eigensinn und Frivolität mit seinen eigensinnigen und frivolen Zeitgenossen ringend, wollte er ihnen zugleich gefallen und sich über sie lustig machen. Seine Muse, welche in ihrer Schönheit so schön war, entlehnte häufig prunkhaften Ausmalungen und der Koketterie ihre blendenden Reize, und man wird stets in die Versuchung geführt, ihm den Rath, der für einen eifersüchtigen Liebhaber so geeignet ist, zu ertheilen:

Erspare dir die Sorgen,
Du brauchst der Kunst fürwahr nichts abzuborgen.

Voltaire schien nicht zu wissen, daß die Anmuth in der Kraft enthalten, und daß die Erhabenheit menschlicher Werke vielleicht nur in der Aufrichtigkeit derselben begründet sey. Die Phantasie weiß ihren himmlischen Urprung zu offenbaren, ohne zu fremdartigen Kunstgriffen ihre Zuflucht zu nehmen. Sie hat nur ihren Pfad fortzuschreiten, um sich als Göttin zu zeigen. Et vera incessu patuit dea.

Wenn es überhaupt möglich ist, die vielköpfige Idee, welche von dem literarischen Leben Voltaire's geboten wird, unter ein Résumé zu bringen, so werden wir dieselbe nur jenen Wundern beizählen, welche die Lateiner mit dem Namen monstra belegen. Wahrlich, Voltaire ist eine, vielleicht einzige, Erscheinung, welche nur in Frankreich, und zur Zeit des achtzehnten Jahrhunderts,

erstehen konnte. Seine Literatur und die des großen Jahrhunderts unterscheiden sich dadurch, daß Corneille, Molière und Pascal mehr dem Staate, Voltaire dagegen der Civilisation angehört. Man fühlt es beim Lesen seiner Werke, daß er der Schriftsteller eines entnervten und abgeschmackten Zeitalters ist. Er ergötzt ohne Anmuth, er blendet ohne Reiz, er glänzt ohne Majestät. Er versteht zu schmeicheln, aber nicht zu trösten. Er bezaubert und überzeugt nicht. Mit Ausnahme der Tragödie, die sein Element ist, fehlt seinem Talente Zartheit und Aufrichtigkeit. Man fühlt es, daß dies Alles das Resultat einer Organisation und nicht einer Begeisterung ist; wenn ein atheistischer Arzt behaupten würde, daß er Voltaire ganz und gar in seinen Sehnen und Nerven fühle, man würde zittern, daß er Recht habe.

Übrigens hat Voltaire, gleich einem andern Ehrgeizigen neuerer Zeit, der von einer politischen Suprematie träumte, vergebens nach der literarischen getrachtet. Die absolute Monarchie kömmt keinem Menschen zu. Hätte Voltaire die wahrhafte Größe begriffen, er würde seinen Ruhm mehr in der Einheit, als in der Universalität gesucht haben. Die Kraft offenbart sich nicht durch ein ewiges Umherstreifen, durch unbestimmte Metaphern, aber sehr wohl durch eine majestätische Unbeweglichkeit. Die Kraft ist kein Proteus, sondern ein Jupiter.

Hier beginnt der zweite Theil unserer Vorwürfe; er wird bei weitem kürzer sein, als der erste, weil, ge-

dankt sei es der französischen Revolution, die politischen Resultate der Voltaire'schen Philosophie unglücklicher Weise so furchtbar notorisch sind. Es würde indeß höchst ungerecht sein, nur den Schriften des „Patriarchen von Ferney" diese unheilvolle Revolution zuzuschreiben. Man muß vor Allem die Wirkungen einer Auflösung der socialen Zustände in's Auge fassen, die bereits seit längerer Zeit begonnen hatte. Voltaire und die Epoche, in welcher er lebte, können sich gegenseitig anklagen und entschuldigen. Zu kräftig, um seinem Jahrhundert zu gehorchen, war Voltaire auf der anderen Seite auch zu schwach, es zu beherrschen. Aus dieser Gleichheit des Einflusses ergab sich eine fortwährende Reaktion zwischen ihm und seinem Jahrhundert, ein gegenseitiger Austausch von Impietät und Thorheiten, eine ewige Fluth und Ebbe, welche stets irgend einen alten Pfeiler des socialen Gebäudes in ihren Schwingungen mit sich fort riß. Man veranschauliche sich die politische Miene des achtzehnten Jahrhunderts; die Scandalosa der Regentschaft, die Schändlichkeiten Ludwig's XV.; die Gewaltthätigkeiten des Ministeriums, wie die des Parlaments, und dabei die Kraftlosigkeit des Staats; die moralische Verderbtheit, die sich nach und nach aus dem Kopfe zum Herzen, aus dem Adel zum Volke verstieg; die Prälaten des Hofes und die galanten Abbés; die alte Monarchie, den alten socialen Zustand, schwankend auf der gemeinschaftlichen Basis, nur noch den Angriffen der Neuerer

durch den Zauber jenes schönen Namen: Bourbon, *) Widerstand leistend; endlich veranschauliche man sich Voltaire, der in diese in Auflösung begriffenen socialen Verhältnisse, wie eine Schlange in den Morast, geworfen wurde, und man wird nicht erstaunen, wenn man wahrnimmt, daß sein giftiger Gedanken-Ausdruck das Ende dieser politischen Ordnung beschleunigte, die Montaigne und Rabelais so vergeblich in ihrer Jugend und Kraft angegriffen hatten. Nicht Voltaire machte die Krankheit zu einer tödtlichen; aber er zog den Keim zur Entwickelung, er verschlimmerte die Zufälle. Es bedurfte alles Giftes Voltaire's, um diesen Koth in Gährung zu bringen; deßhalb muß man diesem unglücklichen Manne einen großen Theil der Abscheulichkeiten der Revolution zuschreiben. Was die Revolution selbst betrifft, so sollte sie unerhört sein. Die Vorsehung wollte sie zwischen den schrecklichsten Sophisten und den furchtbarsten Despoten stellen. Ihre Morgenröthe begrüßte das saturnalische Leichenbegängniß Voltaire's; **) ihren Abend verherrlichte Buonaparte durch ein Blutbad. ***)

---

*) Die allgemeine Demoralisation mußte bereits sehr tief Wurzel gefaßt haben; denn der Himmel sandte vergebens gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts Ludwig XVI., diesen wahrhaften Märtyrer, der seine Tugend bis zur Heiligkeit erhob.

**) Beisetzung seiner irdischen Ueberreste im Pantheon.

***) Das Kartätschen-Gemetzel von Saint-Roch.

Walter Scott.

(Bei Gelegenheit seines Quentin Durwärd.)

Gewiß, es liegt etwas Bizarres und Wunderbares in dem Talent dieses Mannes, der mit dem Leser schaltet, wie der Wind mit einem Blatte; der ihn, nach seinem Gefallen, an allen Orten und zu allen Zeiten spazieren führt; ihm spielend die verborgenste Falte des Herzens, das geheimnißvolle Phänomen der Natur enthüllt und die dunkelste Seite der Geschichte aufschlägt; dessen Phantasie alle anderen Phantasien beherrscht und liebkoset, und mit derselben erstaunungswürdigen Wahrheit die Lumpen des Bettlers und die Robe des Königs träumt, jeden Pfad betritt, sich in jede Kleidung hüllt, alle Sprachen redet. Diese Phantasie läßt der Physiognomie der Jahrhunderte das, was die Weisheit Gottes unveränderlich und für die Ewigkeit in ihre Züge gelegt hat, so wie das, was die Thorheiten der Menschen Veränderliches und Wandelbares hinzugefügt haben; sie zwingt nicht, wie viele unwissende Romanciers solches thun, die Personen verflossener Zeiten, sich mit unserer Schminke aufzuputzen, sich mit unserem Firniß zu übertünchen; aber sie zwingt durch ihre magische Kraft die Zeitgenossen, wenigstens auf einige Stunden dem Geiste

verflossener Zeiten sich hinzugeben, jenem Geiste, der heut zu Tage so sehr verachtet wird, und zwar benimmt sie sich dabei wie ein weiser und gewandter Rathgeber, der undankbare Söhne auffordert, zu ihrem Vater zurückzukehren. Ein geschickter Zauberer will jedoch vor allen Dingen pünktlich und genau sein. Er verweigert seiner Feder keine Wahrheit, selbst die nicht, die aus der Schilderung des Irrthums entsteht, dieses Sohnes der Menschen, der wegen seiner eigensinnigen und veränderlichen Laune Unsterblichkeit erlangt hat. Wenige Geschichtschreiber sind so treu, wie Scott. Man fühlt es, er hat seine Portraits zu Tableaux und seine Tableaux zu Portraits machen wollen. Er malt uns unsre Vorfahren mit ihren Leidenschaften, ihren Fehlern, ihren Verbrechen, aber dergestalt, daß die Instabilität des Aberglaubens und die Abscheulichkeit des Fanatismus nur dazu dienen, die Ausdauer der Religion und die Heiligkeit des Glaubens besser an's Licht zu stellen. Wir haben es übrigens gern, wenn uns unsre Vorfahren mit ihren oft so edeln und heilsamen Vorurtheilen, wie in ihren schönen Federbüschen und festen Kuirassen, vorgeführt werden.

Walter Scott hat aus den Quellen der Natur und Wahrheit ein unbekanntes Genre geschöpft, das neu ist, weil es sich so alt macht, als es will. Walter Scott verbündet mit der kleinlichen Genauigkeit der Chroniken die majestätische Größe der Geschichte und das spannende

Interesse des Romans; ein mächtiges und vortreffliches Genie, das die Vergangenheit enthüllt; ein wahrhafter Maler, der ein treues Portrait nach einem verwirrten Schatten zeichnet, und uns zwingt, selbst dasjenige, was wir nie gesehen haben, als ähnlich zu erklären; ein biegsamer und fester Geist, der sich das Siegel eines jeden Zeitalters und jeden Landes aufdrückt, als weiches Wachs, und diesen Abdruck der Nachkommenschaft als unzerstörbare Bronze überliefert.

Wenige Schriftsteller haben die Pflichten des Romanciers, in Bezug auf ihre Kunst und ihr Jahrhundert, so gut erfüllt, wie Walter Scott; denn es würde ein beinahe strafbarer Irrthum sein, glaubte der Schriftsteller über dem allgemeinen Interesse und den nationalen Bedürfnissen zu stehen, seinen Geist jedes Einflusses auf die Zeitgenossen überheben und sein egoistisches Leben von dem großen Leben des socialen Körpers trennen zu können. Wer soll sich denn dem letzterem widmen, wenn es nicht der Dichter ist? Welche Stimme soll sich im Sturme erheben, wenn ihn nicht die der Lyra beschwichtigen kann? Wer soll den Gräueln der Anarchie, dem verachtenden Hohn des Despotismus trotzen, wenn nicht dem Dichter die ewige Weisheit die Macht ertheilte, die Völker und Könige zu vereinigen, so wie die Weisheit der neueren Zeit ihm die Macht gab, sie von einander zu trennen?

Nicht zu süßlichen Galanterien, zu filzigen In-

triguen, zu schmutzigen Abentheuern gab Walter Scott sein Talent her. Durch Instinkt von seinem Ruhm in Kenntniß gesetzt, hat er es gefühlt, daß es mehr für eine Generation bedürfe, die mit ihrem Blute und ihren Thränen die merkwürdigste Seite aller menschlichen Geschichten beschrieben habe. Die Zeiten, welche unserer konvulsivischen Revolution unmittelbar vorher gingen und folgten, enthüllten jene Entkräftung, woran ein Fieberkranker vor und nach seinen Zufällen leidet. Damals wurden die fadesten und rohesten, die einfältigsten und ruchlosesten, die abscheulichsten und obscönsten Schriften gierig von einer kranken bürgerlichen Gesellschaft verschlungen, einer Gesellschaft, deren entarteter Geschmack und erschlaffte Kräfte jede schmackhafte und heilsame Nahrung von sich gewiesen hatten. Dieses erklärt die skandalösen Triumphe, die damals von den Plebejern der Salons und den Patriciern der Krambuden zu Ehren ungereimter und schlüpfriger Schriftsteller veranstaltet wurden, deren Namen in den Mund zu nehmen, wir für eine Entwürdigung halten, und die nun so weit herunter gekommen sind, um den Beifall der Lakeien und das Gelächter der Gemeinheit betteln zu müssen. Heut zu Tage wird die Popularität nicht von den Händen des Pöbels dargeboten, sie kömmt aus der einzigen Quelle, die ihr einen universellen sowohl, wie einen unsterblichen Charakter verleihen kann, sie hängt von der Stimme dieser kleinen Anzahl zarter Geister, enthusia-

stischer Seelen und gewichtiger Köpfe ab, welche moralisch die civilisirten Völker repräsentiren. Walter Scott hat jene Popularität erlangt, indem er den Annalen der Nationen seine für alle Nationen verfaßten Dichtungen entlehnte und aus den Jahrbüchern der Jahrhunderte Bücher, die für alle Jahrhunderte gsschrieben, schöpfte. Kein Romancier hat mehr Belehrung, von größerem Reiz umhüllt, geboten, mehr Wahrheit in größerer Poesie. Es besteht eine sichtbare Allianz zwischen der ihm eigenen Form und allen literarischen Formen der Vergangenheit und Zukunft. Man wird die epischen Romane Scott's einen Uebergang der gegenwärtigen Literatur zu den grandiosen Romanen nennen können, zu den großen Epopöen, in metrischer oder prasaischer Form, die unsere poetische Aera uns verspricht und geben wird.

Welches Ziel soll den romantischen Dichter leiten? Er soll in einer anziehenden Fabel eine nützliche Wahrheit uns vorführen. Hat er einmal die Grundidee festgestellt und die zur Erklärung nöthige Handlung erfunden, muß er alsdann, um weiter zu entwickeln, nicht eine Ausführungsweise aufsuchen, welche seinen Roman dem Leben, die Nachahmung dem Vorbild nahe bringt? Und ist das Leben nicht ein bizarres Drama, wo das Gute und das Böse, das Schöne und das Häßliche, das Erhabene und das Niedrige vermischt sind? Die Macht des Gesetzes der Mannigfaltigkeit ist überall herrschend. Soll er sich also, wie viele Maler der niederländischen

Schule, darauf beschränken, nur düstere Gemälde zu entwerfen, oder soll er gar, wie die Chinesen, nur mit lichten Farben malen? Zeigt uns die Natur nicht überall den Kampf zwischen Licht und Schatten? Die romantischen Dichter vor Walter Scott hatten zwei entgegengesetzte Arten der Komposition angenommen. Beide Arten waren fehlerhaft, gerade wegen ihres Gegensatzes. Die Einen gaben ihrem Werke die Gestalt einer in willkührliche Kapitel eingetheilten Erzählung, ohne daß man eigentlich errathen konnte, warum dies geschah, wenn nicht etwa, um dem Leser einen Ruhepunkt anzudeuten. Der Titel Descanso (Ruhepunkt) ist hierzu ein ganz naives Geständniß; ein alter spanischer Autor *) hat sich dieses Titels in seinem Buche bedient. Die Andern dagegen entfalteten ihre Geschichte in einer Reihe von Briefen, die man als von den verschiedenen Helden des Romanes geschrieben ansehen mußte. Die Personen des Romanes aber treten bei dieser Behandlungsweise gegen den Autor zurück; in den Briefen versteckt der Verfasser, den man jedoch stets erkennt, sich hinter seinen Personen. Der natürliche Dialog findet seine Stelle nicht, eben so wenig, wie die eigentliche Handlung; dagegen kann eine gewisse Einförmigkeit des Styls, wo viele Begebenheiten über Einen Leisten geschlagen werden, nicht vermieden werden; es werden die höchsten Gebilde und die tiefsten Ge-

---

*) Marcos Obregon de la Ronda.

danken verwischt; ein plattes Feld liegt vor dem Leser. Noch eine andere Ursache macht diese Romane in Briefen monoton. Jede Person kommt mit ihrer Epistel an die Reihe, gleich jenen ausländischen Schauspielern, welche nur einzeln erscheinen und die Erlaubniß nicht haben, von ihrem Gestell herab zu reden, sondern die ein Papier an sich tragen, auf dem ihre Rolle geschrieben steht.

Auch kann man diese Art von Romanen mit jenen Unterhaltungen vergleichen, welche die Taubstummen führen, indem sie sich einander schreiben, was sie sich zu sagen haben, so daß sie ihren Haß und ihre Liebe mit der Feder in der Hand und mit dem Dintenfaß in der Tasche ausdrücken müssen. Ich frage nun, was wird aus dem zärtlichen Vorwurf der Liebe, den man auf die Post tragen muß? Und ist der stürmische Ausbruch der Leidenschaften nicht sehr gestört durch jene nothwendigen Einleitungen und durch jene Höflichkeitsformeln, die zu Anfang und zu Ende eines jeden Briefes Schildwache stehen müssen? Glaubt man, daß jener feierliche Aufzug von Komplimenten, jenes lästige Gepäck von Artigkeiten den Gang der Handlung beschleunigen oder die Theilnahme für die Personen steigern können? Muß man endlich von der Fehlerhaftigkeit, von der unübersteiglichen und festgewurzelten, einer Gattung sich nicht überzeugt halten, welche mitunter selbst die Beredtsamkeit eines J. J. Rousseau so sehr abzukühlen im Stande gewesen ist? —

Nehmen wir also an, daß ein schöpferischer Geist an die Stelle des erzählenden Romans, (bei welchem Alles berücksichtigt zu sein scheint, ausgenommen das Interesse, indem hier der absurde Gebrauch eingeführt ist, jedem Kapitel ein oft sehr detaillirtes Inhaltsverzeichniß vorhergehen zu lassen, welches eine Erzählung in der Erzählung ist,) so wie an die des Romans in Briefen, dessen Form schon jede Heftigkeit und Rapidität untersagt, den dramatischen Roman gestellt habe, in welchem sich die eingebildete Handlung in wahrhaften und bunten Gemälden entwickelte, nach Art wirklicher Begebenheiten des Lebens, das keine andere Eintheilung kennt, als die der Auflösung der verschiedenen Scenen; welcher, mit einem Wort, ein langes Drama wäre, wo die Beschreibungen die Dekorationen und Kostüme ergänzten, wo sich alle Personen selbst malten und durch ihre verschiedenen und vielfältigen Schicksale in sich die einige Idee des Werks repräsentirten. Man wird in diesem Genre die Vortheile der beiden andern, ohne ihre Inkonvenienzen, vereinigt finden. Indem die pittoresken und in gewisser Hinsicht magischen Triebfedern des Dramas zu unserer Disposition bereit sind, können wir in Gottes Namen jene tausend unnützen und vorübergehenden Details hinter der Scene lassen, die der einfache Erzähler, der seinem Personal Schritt für Schritt, wie die Kinder dem Gängelbande, zu folgen genöthigt ist, weitläufig aus einander setzen muß, wenn er klar sein will; wir

können von diesen tief eingreifenden und plötzlichen Situationen, die weit fruchtbarer an Meditationen sind, als ganze Seiten, die die Bewegung einer Scene hervorsprudeln läßt, die aber der rasche Gang einer Erzählung ausschließt, großen Nutzen ziehen.

Nach dem pittoresken, aber prosaischen Roman Walter Scott's wird noch ein anderer Roman in's Leben zu rufen sein, der uns noch schöner und vollständiger dünkt. Es ist der Roman, der zugleich Drama und Epopöe, pittoresk, aber auch poetisch, reel, aber auch ideal, wahr, aber auch groß ist, der Walter Scott in Homer einfaßt.

Wie jeder Schöpfer einer neuen Schule, ist Walter Scott bis jetzt von der Kritik angegriffen worden. Der, welcher einen Morast austrocknet, muß sich darin finden, die Frösche um sich herum quaken zu hören.

Was uns betrifft, so erfüllen wir eine gewissenhafte Pflicht, indem wir Walter Scott eine Ehrenstelle unter den Romanciers einräumen, und insbesondere Quentin Durward unter den Romanen. Quentin Durward ist ein schönes Buch. Es kann nicht leicht einen besser verschürzten Roman geben, einen Roman, in welchem die moralischen Wirkungen besser mit den dramatischen verbunden sind.

Der Verfasser hat, wie es uns scheint, zeigen wollen, daß die Treue, selbst bei einem jungen und armen Menschen von niedriger Herkunft, sicherer zum Ziele gelangt, als die Perfidie, wird dieselbe auch von allen Hülfsmit-

teln der Macht, von Reichthum und Erfahrung unterstützt. Die erste dieser Rollen hat er seinem Schotten, Quentin Durward, ertheilt, einer Waise, die auf Klippen aller Art geworfen wird und in die bestangelegten Schlingen geräth, ohne einen andern Kompaß zu besitzen, als eine beinahe thörichte Liebe; indeß die Liebe ist oft eine Tugend, wenn sie der Thorheit gleicht. Die zweite Rolle ist Ludwig XI. anvertraut, der als König an Verschmitztheit den gewandtesten Hofmann übertrifft, ein alter Fuchs, mit Löwenklauen, mächtig und schlau, bei Tag und Nacht bedient, unaufhörlich von seiner Leibwache, wie von einem Schild beschützt, und von seinem Scharfrichter, wie von einem Schwerte, begleitet. Diese beiden so verschiedenen Charaktere wirken einer auf den andern ein, um die Grund-Idee mit einer auffallend schlagenden Wahrheit zu veranschaulichen. Der treue Quentin dient, in seinem Gehorsam gegen den König, ohne daß er es weiß, seinen eigenen Interessen, während die Pläne Ludwig's, deren Werkzeug und Opfer zugleich Quentin sein sollte, zu derselben Zeit den listigen Greis in die verwirrtesten Verhältnisse versetzen und sich zum Vortheil des jungen Mannes wenden.

Eine oberflächliche Untersuchung könnte Anfangs glauben lassen, daß der Dichter hauptsächlich nur den historischen Kontrast Ludwig's von Valois, Königs von Frankreich, und Karl's des Kühnen, Herzogs von Burgund, ein Kontrast, der mit so vielem Talent veran-

schaulicht ist, zu enthüllen beabsichtige. Diese schöne Episode ist vielleicht in der That ein Fehler in der Komposition des Werks, weil das Interesse, welches dieselbe erregt, mit dem Hauptgegenstande rivalisirt. Indeß dieser Fehler, wenn er wirklich vorhanden ist, entzieht der Gegenüberstellung dieser beiden Fürsten nichts von ihrem imposanten und komischen Gehalt. Der eine derselben, ein geschmeidiger und ehrgeiziger Tyrann, verachtet den andern, einen rauhen und kriegerischen, der ihn verderben würde, wenn er es wagen könnte. Beide hassen sich, aber Ludwig trotzt dem Hasse Karl's, weil er roh und wild ist; Karl fürchtet den Haß Ludwig's, weil er liebkosend auftritt. Der Herzog von Burgund wird, inmitten seiner Trabanten, in der Sicherheit seines Landes, beunruhigt durch den König von Frankreich, der ohne Schutz ihm gegenübersteht, wie der Hund der Katze. Die Grausamkeit des Herzogs entsteht aus seinen Leidenschaften, die des Königs aus seinem Charakter. Der Burgunder ist aufrichtig, er hält es mit der offenen Gewalt; er hat nie daran gedacht, seine schlechten Handlungen zu verbergen; er hat keine Gewissensbisse; denn er hat seine Verbrechen wie seinen Zorn vergessen. Ludwig ist abergläubig, vielleicht weil er ein Heuchler ist; die Religion genügt dem nicht, welchen sein Gewissen quält und welcher die Reue von sich weiset; aber er hat gut glauben an ohnmächtige Sühnungen, die Erinnerung der Uebelthaten, die er vollbracht hat, lebt unaufhörlich in

ihm neben dem Gedanken an die Uebelthaten, die er noch vollbringen wird; denn man ruft sich fortwährend dasjenige zurück, was man lange Zeit hindurch gedacht hat; so muß denn das Verbrechen, ist es Verlangen und Hoffnung gewesen, auch zu Erinnerung werden.

Beide Fürsten sind scheinheilig; aber Karl schwört bei seinem Schwerte, während Ludwig bemüht ist, die Heiligen durch Geldgeschenke oder Hofämter zu gewinnen, die Diplomatik in sein Gebet mischt und sogar mit dem Himmel intriguirt. Im Falle eines Kriegs untersucht Ludwig die Gefahr desselben, während Karl bereits auf den Lorbeeren des Sieges ausruht. Die Politik des Kühnen stützt sich ganz und gar auf seinen Arm; aber das Auge des Königs reicht weiter, als der Arm des Herzogs. Endlich beweiset Walter Scott, indem er die beiden Rivale mit in's Spiel zieht, daß die Klugheit stärker ist, als die Kühnheit, und daß der, welcher nichts zu fürchten scheint, Furcht vor dem empfindet, welcher Alles zu fürchten scheint.

Mit welcher Kunst zeichnet der berühmte Schriftsteller uns den französischen König, der sich seinem Vetter von Burgund im Gewande des ränkevollsten Betrügers darstellt und um Gastfreundschaft in demselben Augenblick bettelt, in welchem der hochmüthige Vasall ihm den Krieg erklären will! Gibt es etwas von dramatischerer Wirkung, als die Nachricht von dem Aufstande, dessen Feuer von den Agenten des Königs in den

Staaten des Herzogs angeschürt worden ist, eine Nachricht, die wie ein Blitz zwischen die beiden Fürsten fährt in demselben Augenblick, wo die Gastfreundschaft sie vereinigt? So vereitelt ein Betrug den anderen, und der listige Ludwig hat sich selbst wehrlos der Rache eines erzürnten Feindes überliefert. Die Geschichte berichtet uns etwas dem Aehnliches, aber hier glaube ich dem Roman mehr, als jener, weil ich die moralische Wahrheit der geschichtlichen vorziehe. Eine noch merkwürdigere Scene ist vielleicht die, wo beide Fürsten, die durch die weisesten Rathgebungen nicht zur Annäherung an einander vermocht werden konnten, sich durch einen Akt der Grausamkeit versöhnen, den der Eine aussinnt, der Andere vollführt. Zum ersten Male scherzen sie aufrichtig und vergnügt mit einander; und dieser Scherz, der durch einen Mord hervorgerufen wird, verwischt auf einen Augenblick ihre Feindschaft. Diese schreckliche Idee macht uns vor Bewunderung schaudern.

Wir haben als gräßlich und empörend die Ausmalung jener bekannten Orgie beurtheilen hören. Nach unserer Meinung ist dieselbe eines der schönsten Kapitel des Werks. Walter Scott hatte es unternommen, den berüchtigten Räuber zu schildern, der unter dem Namen „der Eber der Ardennen“ so bekannt ist; er würde das Gemälde beeinträchtigt haben, hätte er demselben nicht das Gepräge des Schreckens aufgedrückt. Man muß stets freimüthig in eine dramatische Aufgabe eingehen und die

Sache vom Grunde auf feststellen. Die Bewegung und das Interesse finden sich nur dort. Nur furchtsame Geister können mit einer kräftigen Fassungskraft unterhandeln und auf dem Pfade zurückweichen, den sie sich gesteckt haben.

Aus demselben Beweggrunde rechtfertigen wir zwei andere Stellen, die uns des Nachdenkens und Lobes nicht weniger würdig erscheinen. Die erstere ist der Tod Hayraddin's, eines seltsamen Charakters, aus welchem der Dichter vielleicht noch andere Vortheile hätte ziehen können. Die zweite ist die Stelle, wo der König Ludwig, auf Befehl des Herzogs von Burgund zum Gefangenen gemacht, von Tristan l'Hermite im Gefängniß die Veranstaltungen zur Strafe des Astrologen, der ihn betrogen hat, treffen läßt. Es ist ein außerordentlich schöner Gedanke, uns die Grausamkeit des Königs in dieser Vollendung zu enthüllen, eines Königs, der selbst im Gefängnisse noch Raum für seine Rache findet, indem er die Scharfrichter zu Vollstreckern seines letzten Willens macht und den Rest seiner königlichen Würde zu einer Todesstrafe anwendet.

Wir würden diese Bemerkungen weiter ausführen und uns bemühen können, die uns als Schwächen vorkommenden Stellen des neuen Dramas aufzudecken. Wir finden dergleichen besonders in der Entwickelung; allein der Dichter würde zweifelsohne weit mehr Rechtfertigungsgründe aufzuweisen haben, als wir Gründe haben,

ihn anzugreifen; und wir möchten unsere schwachen Kräfte wohl nicht mit Vortheil gegen einen so furchtbaren Gegner versuchen. Wir wollen uns deshalb auf die Bemerkung beschränken, daß die von ihm dem Narren des Herzogs von Burgund bei der Ankunft Ludwig's XI. zu Peronne in den Mund gelegten Worte von dem Narren Franz's I. herrühren, der sie bei Gelegenheit der Reise Karl's V. nach Frankreich zum Besten gab. Die Unsterblichkeit dieses Armen klebt nur an jenen Worten; man muß sie ihm lassen. Eben so glauben wir, daß das sinnreiche Mittel, welches der Astrolog Galeotti anwendet, um Ludwig XI. zu entschlüpfen, schon vor tausend Jahren von einem Philosophen angewendet wurde, der das Ende des Dionisius von Syrakus bezeichnen wollte. Wir legen diesen Bemerkungen keine größere Wichtigkeit bei, als sie verdienen. Ein Romancier ist kein Chronist. Wir können nur darüber unser Erstaunen nicht verhehlen, daß der König im Rath von Burgund seine Worte an Ritter des heiligen Geist-Ordens richtet; derselbe wurde erst ein Jahrhundert später von Heinrich III. gegründet. Auch sind wir der Meinung, daß der Orden vom heiligen Michael, womit der ehrenwerthe Verfasser den braven Lord Crawfort dekorirt, von Ludwig XI. erst nach seiner Gefangenschaft gegründet wurde. Sir Walter Scott deute uns diese kleinen chronologischen Ausstellungen nicht übel. Indem wir den leichten Triumph eines Pedanten über einen so berühmten Alterthumskundigen davon

tragen, überlassen wir uns derselben Freude, die seinen Quentin Durward hinriß, als er den Herzog von Orleans aus dem Sattel geworfen hatte und Dunois die Spitze bot; und wir könnten bewogen werden, den Verfasser um Verzeihung wegen unseres Sieges zu bitten, so wie Karl V. den Pabst um Verzeihung bat: Sanctissime pater, indulge victori.

De la Mennais.

(Bei Gelegenheit des Versuchs über die Gleichgültigkeit in Betreff der Materie der Religion.)

Sollte es wahr sein, daß in dem Schicksal der Nationen ein Augenblick enthalten ist, wo die Bewegungen des socialen Körpers nichts Weiteres zu sein scheinen, als die letzten Zuckungen eines Sterbenden? Sollte es wahr sein, daß man das Licht nach und nach aus der Intelligenz schwinden sehen könne, wie die Abenddämmerung vom Himmel? Alsdann — behaupten prophetische Stimmen — stehen sich das Gute und das Böse, das Leben und der Tod, das Sein und Nichtsein einander gegenüber; und die Menschen irren von einem zum andern, als wenn sie zu wählen hätten. Die Stellung der bürgerlichen Gesellschaft ist keine Stellung mehr; es ist ein schwaches und zugleich gewaltsames Zusammenfahren nach Art eines Schlagfluß-Anfalls. Die Entwickelungen des menschlichen Geistes stehen still, seine Umwälzungen beginnen. Der Fluß befruchtet nicht mehr, er verschlingt; die Fackel leuchtet nicht mehr, sie verzehrt. Der Gedanke, der Wille, die Freiheit, diese göttlichen Eigenschaften, die von der himmlischen Allmacht der

menschlichen Gesellschaft bewilligt sind, machen dem Hochmuth, der Empörung, dem individuellen Instinkte Platz. Der socialen Vorsicht folgt diese tiefe animalische Blindheit, der es nicht gestattet ist, die Annäherung des Todes zu unterscheiden. Dem Aufruhr der Glieder folgt alsbald die Zerstörung des Körpers, dieser die Fäulniß des Leichnams. Der Kampf vorübergehender Interessen tritt an die Stelle des Einklanges eines ewigen Glaubens. Etwas Viehisches erzeugt sich im Menschen und fraternisirt mit seiner verdrießlichen Seele. Er entsagt dem Himmel und vegetirt, ohne seine Bestimmung zu erfüllen, dahin. Der Kampf wird dann zum Volksleben. Die bürgerliche Gesellschaft bildet ein hitziges Handgemenge, das in tiefe Nacht gehüllt ist; kein anderes Licht erhellt die Dunkelheit, als der Blitz der sich treffenden Schwerter und die Funken, die der Rüstung entsprühen. Vergebens würde die Sonne über die Unglücklichen aufgehen, um sie sich als Brüder erkennen zu lassen; mit ihrem blutigen Werke beschäftigt, werden sie es nicht wahrnehmen. Der Staub des Gefechtes macht sie blind.

Alsdann — um uns der Worte Bossuet's zu bedienen — hört ein Volk auf, Volk zu sein. Die Ereignisse, welche mit stets wachsender Schnelligkeit nahen, nehmen mehr und mehr einen Schatten von Vorsehung und Verhängniß an, und die kleine Anzahl schlichter Menschen, die den ehrwürdigen Offenbarungen treu blie-

ben, erwartet es mit Angst, ob sich keine Zeichen am Himmel zeigen werden.

Wir wollen glauben, daß unsere alten Monarchieen noch nicht auf dem Punkte stehen. Man hofft Heilung, so lange der Kranke den Arzt nicht von sich stößt, und der begierige Enthusiasmus, den der erste Sang einer religiösen Poesie, welche dieses Jahrhundert hat, hervorrief, beweiset, daß die bürgerliche Gesellschaft noch eine Seele hat.

Diesen göttlichen Hauch zu kräftigen, diese himmlische Flamme von Neuem zu beleben, dahin streben heut zu Tage alle wahrhaft hehren Geister. Jeder trägt seinen Funken zum gemeinschaftlichen Heerd, und, gedankt sei es der edelmüthigen Anstrengung, das sociale Gebäude kann in Schnelle wieder auferbaut werden, wie jene prächtigen Paläste der arabischen Mährchen, die eine Legion Engel in einer Nacht vollendete. Solchergestalt finden wir Meditationen bei unseren Schriftstellern und Inspirationen bei unseren Dichtern. Von allen Seiten erhebt sich eine ernste und milde Generation, voll Erinnerungen und Hoffnungen. Sie fordert von den angeblichen Philosophen, die ihr die Vergangenheit wieder vorführen möchten, ihre Zukunft zurück. Diese Generation ist rein, und folglich auch nachsichtig, selbst gegen diese alten und unverschämten Strafbaren, die es wagen, die Bewunderung jener zu reklamiren; aber ihre

Verzeihung der Verbrecher schließt ihren Abscheu gegen das Verbrechen nicht aus. Sie will ihre Existenz nicht auf einen Abgrund gründen, auf den Atheismus, auf die Anarchie; sie verschmähet die Erbschaft des Todes, dessen Revolution sie verfolgt; sie kömmt zur Religion zurück, weil die Jugend ungern dem Leben entsagt. Deshalb fordert sie von dem Dichter mehr, als die alten Generationen von ihm erhalten haben. Er gab nur dem Volke Gesetze, es verlangt von ihm einen Glauben.

Einer der Schriftsteller, die am mächtigsten dazu beigetragen haben, in uns diesen Durst nach religiösen Bewegungen zu erregen, einer derjenigen, die ihn am besten zu stillen verstehen, ist ohne Zweifel Abbé F. de La Mennais. Zu dem höchsten Gipfel wissenschaftlichen Ruhmes gelangt, scheint dieser ehrwürdige Priester dem menschlichen Ruhme nur im Vorübergehen begegnet zu sein. Er ging weiter. Die Epoche der Erscheinung des Versuchs über die Gleichgültigkeit in Betreff der Materie der Religion war eine der Daten dieses Jahrhunderts. Es muß in diesem Buche ein außerordentliches Geheimniß enthalten sein; Keiner kann es ohne Hoffnung, oder ohne Schrecken lesen, gleichsam als ob es eine hohe Offenbarung über unsere Bestimmung verberge. Wechselsweise majestätisch und leidenschaftlich, einfach und prachtvoll, ernst und heftig, tief und erhaben, wendet sich der Verfasser mit allen Zärt-

lichkeiten zum Herzen, zum Geiste mit aller Kunst, zur Seele mit allem Enthusiasmus. Er schleudert Blitze, wie Pascal, entzündet, wie Rousseau, donnert, wie Bossuet. Seine Gedanken lassen stets Spuren in den Gemüthern zurück; sie demüthigen alle Diejenigen, die sie nicht erheben. Sie müssen trösten, damit sie nicht in Verzweiflung versetzen. Sie machen Alles welk, was sie nicht befruchten können. Ueber kein Werk existirt eine so verschiedene Ansicht; man greift es entweder wie einen Feind an, oder vertheidigt es wie einen Retter. Es ist erstaunungswürdig! Dieses Buch war ein Bedürfniß unserer Epoche, und die Mode hat sich um die Resultate desselben bekümmert! Zweifelsohne ist dies das erste Mal, daß die Mode an der Ewigkeit Theil haben wird. Indem Alles diese Schrift verschlang, hat man den Verfasser derselben mit hundert Vorwürfen überhäuft, die Jeder insbesondere an sein Gewissen hätte richten sollen. Alle jene Laster, die er aus der menschlichen Gesellschaft hat verbannen wollen haben getobt, wie die aus dem Tempel gejagten Verkäufer. Man hat gefürchtet, die Seele würde leer bleiben, würde man die Leidenschaften aus ihr ausgetrieben haben. Wir haben behaupten hören, dieses strenge Buch mache das Leben traurig, der mürrische Priester reiße die Blumen am Fußpfade des Menschen ab. Zugestanden. Aber diese Blumen, die er abreißt, verbargen einen Abgrund. Auch hat dieses Buch noch ein anderes Phänomen hervorgerufen, das in unseren Tagen sehr merkwürdig erscheint,

ich meine die öffentliche Diskussion über eine theologische Frage. Wunderbar bleibt es und nur dem außerordentlichen Interesse, welches diese Schrift erregt hat, ist es zuzuschreiben, selbst die Frivolität der Lebemenschen und die Vorurtheile der Staatsmänner sind auf einen Augenblick vor dem scholastischen und religiösen Streit entschwunden. Man hat sich auf einen Augenblick des Glaubens nicht erwehren können, die Sorbonne blühe wieder in den beiden Kammern auf.

Herr de La Mennais, in seiner Kraft von der Kraft eines Höheren unterstützt, hat seine Leser daran gewöhnt, ihn, ohne daß ihm der Athem ausgeht, von einem Ende seiner ungeheueren Komposition zu dem anderen die Last einer weitumfassenden und einzigen Grundidee tragen zu sehen. Allenthalben offenbart sich in ihm das Eigenthum eines großen Gedankens. Er enthüllt ihn in allen seinen Theilen, klärt ihn in allen seinen Details auf, setzt ihn in allen seinen Geheimnissen aus einander, beurtheilt ihn in allen seinen Resultaten. Er gibt alle Ursachen an, entwickelt alle Folgen.

Eine der Wohlthaten dieser Art von Werken ist die, daß sie den tiefsten Abscheu gegen alle Schriften, welche die Häupter einer ungläubigen Sekte aus Spottlust und Ironie geschrieben haben, hervorrufen. Wenn man einmal so hoch gestiegen ist, kann man nicht so tief herabsteigen. Sobald man reine Luft eingeathmet und sich am Lichte erquickt hat, wird man nicht in die Finsterniß

und Oede zurückzukehren wünschen. Man wird von einem unaussprechlichen Mitleid ergriffen, wenn man Menschen ihr Eintagsleben dazu verwenden sieht, Gott zu erdichten oder zu vertilgen. Man wird in die Versuchung geführt, zu glauben, daß der Atheist ein besonderes Wesen sei, das auf seine Weise organisirt ist und Ursache hat, seinen Platz unter den Thieren zu reklamiren; denn man begreift die Empörung der Intelligenz gegen die Intelligenz nicht. Und dann gibt es eine seltsamere Vereinigung, als die jener Menschen, die einen Schöpfer ihrer besonderen Schöpfung, einen Glauben nach ihrer besonderen Meinung haben, die über die Ewigkeit verfügen, während die Zeit sie mit hinwegnimmt, und die jene multiplex religio, ein von einem Heiden erfundenes Wort, zu realisiren suchen? Man könnte sie mit den Worten: das Chaos in der Verfolgung des Nichts begriffen, bezeichnen. Während die Seele des Christen, ähnlich der von dem Luftzug hin- und hergetriebenen Flamme, sich unverzüglich zum Himmel erhebt, ist der Geist dieser Ungläubigen wie das Gewölk, das Gestalt und Weg verändert, je nachdem der Wind es treibt. Man lacht, wenn man dieselben ewigen Dinge von der Höhe menschlicher Philosophie beurtheilen hört, wie man die Unglücklichen verlacht, die mit aller Anstrengung den Gipfel eines Gebirges erklimmen, um die Sterne besser untersuchen zu können.

Diejenigen, welche den durch so viel Gift berauschten

Nationen die wahrhafte Nahrung des Lebens und der Intelligenz reichen, müssen der Heilsamkeit ihres Unternehmens vertrauen. Früher oder später drängen sich die gemißbrauchten Völker zu ihnen, ihnen zurufend, wie Johannes Christo: ad quem ibimus? verba vitae aeternae habes. (Zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens.)

Lord Byron.

(Bei der Nachricht von seinem Tode.)

Wir befinden uns im Juni 1824. Lord Byron ist gestorben. Man fragt uns, was wir über Lord Byron und den Tod Lord Byron's denken. Was liegt an unseren Gedanken? Wozu gut schreiben, wofern man nicht annimmt, daß es einem unmöglich sei, einem so großen Dichter und Ereignisse gegenüber nicht einige Worte zu sagen, die der Aufbewahrung werth seien. Will man den sinnreichen Fabeln des Orients Glauben schenken, so wird eine Thräne, die in's Meer fällt, zur Perle. In dem abgesonderten Leben, zu welchem uns der Geschmack an den Wissenschaften geführt hat, in der friedlichen Region, in welche uns die Liebe der Unabhängigkeit und der Poesie versetzt hat, mußte uns der Tod Byron's in gewisser Hinsicht, wie ein häusliches Unglück, treffen. Er ist für uns eines jener traurigen Ereignisse gewesen, die nahe berühren. Derjenige, welcher sein Leben der Verehrung der Wissenschaften gewidmet, fühlt zu derselben Zeit, wo sein intellektuelles Leben zunimmt, den Kreis seines physischen Lebens sich schließen. Eine kleine Anzahl theurer Wesen nimmt die Zärtlichkeit seines Herzens in Anspruch, während alle gestorbenen und

gleichzeitigen Dichter, fremde sowohl, wie Landsleute, sich der Zuneigung seiner Seele bemächtigen. Die Natur hatte ihm eine Familie gegeben; die Poesie hat ihm eine zweite geschaffen. Seine Sympathien, welche so wenige Wesen neben ihm aufmuntern, eilen mitten durch den Strudel socialer Verhältnisse, um jenseits Zeit und Raum einige Menschen zu finden, die er begreift und von denen begriffen zu werden, er sich würdig fühlt. Während in dem einförmigen Umlauf der Gewohnheiten und Geschäfte der Haufe von Indifferentisten ihn erkältet und beleidigt, ohne seine Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, gestalten sich zwischen ihm und denen, die seine Neigung erwählt hat, einige Beziehungen und — so zu sagen — elektrische Verbindungen. Eine sanfte Gemeinschaft der Gedanken fesselt ihn, nach Art eines unsichtbaren und unzerreißbaren Bandes, an diese Auserwählten, die in ihrer Welt isolirt sind, wie er in der seinigen; so daß, wenn zufälliger Weise einer dem andern begegnet, ein Blick genügt, um sich gegenseitig ein Wort zu verkünden, die Tiefe der Seele zu durchdringen und das Gleichgewicht derselben zu erkennen; nach einigen Augenblicken fühlen sich beide Fremdlinge zu einander hingezogen, wie zwei Brüder, die von denselben Brüsten ernährt sind, wie zwei Freunde, die gleiche Schicksale gehabt haben.

Möge uns die Behauptung vergönnt sein, und, wenn es sein muß, mögen wir uns des Umstandes rühmen,

eine Sympathie derselben Art, wie wir sie eben bezeichnet haben, zieht uns zu Byron. Es war sicherlich nicht die magnetische Kraft, die ein Genie auf das andere ausübt; es war aber wenigstens ein Gefühl aufrichtiger Bewunderung, des Enthusiasmus und der Dankbarkeit die Ursache davon; denn man schuldet denen, deren Werke und Handlungen das Herz höher schlagen lassen, Dankbarkeit. Als man uns den Tod dieses Dichters meldete, so schien es uns, als beraube man uns durch diese Nachricht eines Theils unserer Zukunft. Wir haben nur mit dem bittersten Gefühle darauf verzichtet, mit Byron jemals eines jener poetischen Freundschafts-Verhältnisse zu schließen, welche mit dem größten Theil der vorzüglichsten Meister unserer Zeit zu unterhalten, für uns so süß und ruhmwürdig ist; und wir haben jene schöne Worte an ihn gerichtet, mit welchen ein Schriftsteller seiner Schule den hehren Schatten André Chénier's begrüßte:

> Fahr' wohl, du junger Freund, obschon ich dich nicht
> kannte.

Da uns ein Wort über die Byron'sche Schule entschlüpft ist, so wird es vielleicht nicht außer dem Zweck liegen, zu untersuchen, welchen Platz er in dem großen Ganzen der gegenwärtigen Literatur einnimmt, die man angreift, als könne sie besiegt werden, die man verdammt, als könne sie verurtheilt werden. Treulose Geister, geschickt, alle Fragen zu verrücken, suchen unter uns einen

merkwürdigen Irrthum in Ansehen zu bringen. Sie haben ausgeklügelt, daß der gegenwärtige sociale Zustand in Frankreich durch zwei sich durchaus entgegen gesetzte Schulen ausgedrückt sei; d. h., daß derselbe Baum natürlich auf einmal zwei Früchte verschiedener Gattung trage; daß dieselbe Ursache gleichzeitig zwei mit einander unverträgliche Wirkungen hervorrufe. Aber diese Feinde von Neuerungen haben es nicht eingesehen, daß sie damit eine funkelneue Logik schaffen. Sie fahren einen Tag, wie alle, damit fort, die Literatur, welche sie klassisch nennen, so zu behandeln, als lebe sie noch, und die, welche sie mit der Bezeichnung romantisch belegen, so anzusehen, als ginge sie dem Tode entgegen. Diese gelehrten Rhetoriker, welche es sich unaufhörlich angelegen sein lassen, das Bestehende mit dem, was das war, zu vertauschen, mahnen uns unwillkürlich an den rasenden Roland Ariost's, welcher einen Vorübergehenden mit inständiger Bitte anging, eine todte Stute für ein lebendiges Pferd anzunehmen. Roland gab in Wahrheit zu, daß sein Pferd todt sei, aber er meinte, das sei der einzige Fehler desselben. Aber die Rolande der angeblich klassischen Schule haben es noch nicht bis zu dieser Höhe in Sachen des Urtheils und der Ueberzeugung gebracht. Man muß ihnen deshalb das, was sie nicht in der Güte bewilligen wollen, mit Gewalt entreißen, und ihnen deutlich machen, daß heut zu Tage nur ein gesellschaftlicher Zustand, wie nur eine Literatur existirt; daß frühere

Schulen, obschon sie unsterbliche Werke hinterlassen haben, mit den Generationen, deren sociale Gewohnheiten und politische Bewegungen sie ausgedrückt haben, verschwinden mußten und verschwunden sind. Der Genius unserer Zeit, vielleicht eben so schön, wie der der berühmtesten Zeiten, kann nicht derselbe sein; und es hängt nicht mehr von den jetzigen Schriftstellern ab, eine vergangene Literatur in's Leben zu rufen, *) so wenig wie es von dem Gärtner abhängt, die Blätter des Herbstes auf den Zweigen des Frühlings grünen zu machen.

Man täusche sich darin nicht: vergebens versuchte es eine kleine Anzahl kleiner Geister, die allgemeinen Ideen zu dem trostlosen literarischen System des letzten Jahrhunderts zurückzuführen. Dieses natürlich unfruchtbare Terrain ist seit langer Zeit vertrocknet. Ueberdies fängt man nicht wieder mit den Madrigalen Dorat's nach den Guillotinen von Robespierre an; und im Jahrhundert von Buonaparte kann man nicht mit Voltaire fortfahren. Die bestehende Literatur unseres Zeitalters, sie, welche

*) Man darf nicht außer Acht lassen, wenn man dieses liest, daß unter dem Worte Literatur eines Jahrhunderts nicht allein das Ensemble der Werke, die während desselben geschrieben, zu verstehen ist, sondern außerdem noch die allgemeine Ordnung der Ideen und Empfindungen, die, am häufigsten ohne Wissen des Autors, ihn bei seiner Komposition geleitet haben.

die Schriftsteller, nach Art des Aristides, geächtet haben, sie, welche von allen Federn verworfen und von jeder Lyra angenommen worden ist, sie, welche, ungeachtet einer großen und berechneten Verfolgung, alle aufblühenden Talente in ihrer stürmischen Sphäre, gleich jenen Blumen, die nur an den dem Winde ausgesetzten Orten wachsen, sieht; sie, die von allen gemißbilligt wird, die ohne Nachdenken urtheilen, und von Allen vertheidigt, die mit ihrer Seele denken, mit ihrem Geiste urtheilen und mit ihrem Herzen fühlen; diese Literatur hat nichts mit jener weichlichen und frechen Muse gemein, die den Kardinal Dubois besang, der Pompadour schmeichelte und Jeanne d'Arc beschimpfte. Sie kümmert sich weder um den Schmelztigel der Atheisten, noch um das Messer der Materialisten. Sie entlehnt nicht dem Skepticismus jene bleierne Wagschale, deren Interesse allein das Gleichgewicht aufhebt. Sie gebiert bei den Orgien keine Hymnen zu Ehren von Gemetzeln. Sie kennt weder die Schmeichelei, noch das Unrecht. Sie verführt nicht zur Lüge. Sich fern von Allem dem haltend, was nicht zum Ziele führt, schöpft sie die Poesie an der Quelle der Wahrheit. Ihre Phantasie wird von dem Glauben befruchtet. Sie folgt den Fortschritten der Zeit, aber bedächtig und abgemessen. Ihr Charakter ist ernst, ihre Stimme melodiös und wohlklingend. Sie ist, mit einem Worte, das, was der allgemeine Gedanke einer großen Nation, nach großen Trübsalen sein muß: traurig, stolz und religiös.

Wenn es sein muß, so steht sie nicht an, sich in die öffentlichen Zerwürfnisse zu mischen, um sie zu richten oder zu unterdrücken. Denn wir leben nicht mehr in der Zeit der Hirtengedichte, und die Muse des neunzehnten Jahrhunderts kann nicht sagen:

Non me agitant populi fasces, aut purpura regum.

Indeß, diese Literatur hat, selbst in ihrer Einheit, wie alle menschlichen Dinge, ihre Licht- und Schattenseite. Zwei Schulen haben sich in ihrer Mitte gebildet, welche die zwiefache Lage veranschaulichen, in die unser politisches Unglück die Geister versetzt hat, ich meine die Resignation und die Verzweiflung. Alle beide erkennen das an, was eine spöttische Philosophie geläugnet hatte, die Ewigkeit Gottes, die Unsterblichkeit der Seele, die Grund- und geoffenbarten Wahrheiten; aber die eine, um sie anzubeten, die andere, um ihnen zu fluchen. Jene sieht Alles von der Höhe des Himmel, diese aus der Tiefe der Hölle. Jene setzt an die Wiege des Menschen einen Engel, den er noch am Sterbebette zu seinem Haupte sitzen sieht; diese umgibt seine Schritte mit Dämonen, Fantomen und unheilbringenden Erscheinungen. Jene räth dem Menschen, sich selbst zu vertrauen, weil er nie allein ist; diese erschreckt ihn, indem sie ihn fortwährend isolirt. Beide besitzen in gleichem Maße die Kunst, angenehme Scenen zu entwerfen und schreckliche Figuren zu zeichnen; aber die erstere, stets fürchtend,

das Herz zu brechen, gibt den finstersten Gemälden einen göttlichen Reflex; die zweite, stets bedacht, es in Trauer zu versetzen, verbreitet über das lachendste Bild einen infernalischen Schimmer. Die eine gleicht dem Emanuel, der, zugleich mild und kräftig, sein Königreich auf einem Wagen aus Donner und Licht durchfährt; die andere jenem stolzen Satan, *) welcher so viele Sterne in seinem Falle, als er von Himmel gestürzt wurde, mit hinwegriß. Diese beiden Zwillings-Schulen, die auf dieselbe Basis gestützt sind, und — so zu sagen — in derselben Wiege das Licht der Welt erblickten, scheinen uns insbesondere in der europäischen Literatur durch zwei berühmte Schriftsteller: Chateaubriand und Byron, repräsentirt zu werden.

Am Ende unserer wunderbaren Revolutionen kämpften zwei politische Meinungen auf demselben Boden. Ein altes Bündniß stürzte zusammen; ein neues erhob sich. Hier Ruinen, dort Entwürfe. Lord Byron hat in seinen düsteren Klagen die letzten Zuckungen des scheidenden Bündnisses veranschaulicht. Herr von Chateaubriand hat in seinen erhabenen Inspirationen den ersten Bedürfnissen

---

*) Es dies nur eine einfache Bezugnahme, die nicht den Titel: satanische Schule, mit welchem ein talentvoller Schriftsteller die Schule Byron's belegte, rechtfertigen soll.

des wieder in's Leben gerufenen entsprochen. Die Stimme des einen klingt wie Schwanensang in der Todesstunde; die des andern ist wie der Sang des aus seiner Asche erstandenen Phönix.

Wegen der düsteren Stimmung seines Genius, wegen des Stolzes seines Charakters, wegen der Stürme seines Lebens ist Lord Byron das Vorbild der Dichtweise, deren Dichter er gewesen ist. Alle seine Werke haben das schärfste Gepräge seiner Individualität. Es ist stets eine melancholische und stolze Figur, welche der Leser in jeder Dichtung, wie hinter einem Trauerflor, vorüberschweben sieht. Häufig, wie solches bei allen tiefen Denkern der Fall ist, in unbestimmter und finsterer Haltung auftretend, hat Byron Worte, welche ganz und gar von einer Seele zeugen, Seufzer, welche ein Dasein vergewissern. Sein Herz scheint sich bei jedem Gedanken, der daraus — nach Art eines Vulkans, der Blitze schleudert — hervorschießt, zu öffnen. Schmerz, Freude, Leidenschaften haben nichts Geheimnißvolles für ihn, und wenn er die Wirklichkeit nur durch einen Schleier sehen läßt, so enthüllt er die Idealität deutlich und klar. Man kann ihm den Vorwurf machen, er vernachläßige schlechterdings in seinen Gedichten die Ordnung; eine schwere Beschuldigung, denn ein Gedicht, welchem die Ordnung fehlt, ist ein Gebäude ohne Zimmerwerk, oder ein Gemälde ohne Perspektive. Eben so treibt er die lyrische Verachtung der Uebergänge zu weit, und man möchte

oft wünschen, daß dieser in der Ausmalung innerer Bewegungen so treue Maler auf physische Beschreibungen eine weniger phantastische Helle und weniger trübe Tinten verwendete. Sein Genius gleicht häufig einem Wanderer, der, ohne Ziel, im Gehen träumt und, in tiefe Gedanken versunken, nur ein verwirrtes Bild von den Gegenden bietet, die er durchwandert hat. Dem sei nun, wie ihm wolle, selbst in seinen weniger schönen Werken erhebt sich diese kapriciöse Phantasie zu Höhepunkten, wohin man nicht ohne Flügel gelangen kann. Der Adler richtet seine Blicke vergebens zur Erde; sein Gesichtskreis dehnt sich bis zur Sonne aus. *) Man hat be-

---

*) In einem Augenblick, wo ganz Europa dem Genie Lord Byron's, der nach seinem Tode als großer Mann anerkannt wird, die glänzendste Achtung zollt, wird es den Leser vielleicht interessiren, an einige Stellen jenes merkwürdigen Artikels der Revue von Edimburg erinnert zu werden, welches angesehene Journal den berühmten Dichter bei seinem Debut begrüßte. Uebrigens unterhalten uns gewisse Blätter jeden Morgen oder Abend in demselben Ton über die ersten Talente unserer Epoche.

„Die Poesie unseres jungen Lords ist der Art, daß weder die Götter, noch die Menschen sie ertragen können. Seine Inspirationen sind so platt, daß man sie mit einem stehenden Wasser vergleichen könnte. Um sich zu entschuldigen, erinnert der ehrenwerthe Verfasser stets daran, daß er minderjährig ist. Vielleicht will er uns sagen: „Seht, wie ein Minderjähriger schreibt!“ Aber wir erinnern uns der Poesie Cowley's in seinem zehnten Jahre und der Pope's in seinem zwölften sehr

hauptet, der Verfasser des Don Juan gehöre, in ge-

wohl. Weit entfernt, in Erstaunen zu gerathen, wenn wir erfahren, daß schlechte Verse von einem Schüler beim Austritt aus der Schule geschrieben sind, glauben wir gern diesen sehr gewöhnlichen Umstand, und von zehn Schülern können neun bessere Verse machen, als Lord Byron."

. . . .

„In der That hat diese einzige Erwägung (nämlich der Rang des Lord Byron) uns bewogen, ihm einen Platz in unserem Journale einzuräumen; außerdem vermochte uns der Wunsch dazu, ihm den Rath zu ertheilen, das Feld der Dichtung zu verlassen, um seine Talente besser anzuwenden.

„In dieser Hinsicht möchten wir ihm sagen, daß der Reim und Versfuß, wenn auch Alles in der gehörigen Ordnung ist, nicht die ganze Poesie feststellen; wir würden ihn überzeugen, daß eine kleine Dosis Geist und Phantasie unerläßlich sind, und daß ein Gedicht, um gelesen zu werden, eines neuen Gedankens, oder doch eines solchen bedarf, der nach Art eines neuen hingestellt ist.

„Lord Byron wird sich auch davor zu hüten haben, das zu versuchen, was andere Dichter vor ihm versucht haben: denn die Vergleichungen sind nie angenehm, wie er solches von seinem Schreiblehrer hat lernen können.

„Was seine Nachahmungen der Ossianischen Dichtung betrifft, so verstehen wir uns so wenig darauf, daß wir Gefahr laufen würden, Macpherson zu beurtheilen, indem wir unsere Meinung über diesen neuen Nachahmer abgeben wollten .... Alles, was wir sagen können, ist das, daß seine Dichtungen denen Macpherson's gleichen, und wir sind überzeugt, daß sie eben so einfältig und langweilig sind, wie die unseres Landsmanns.

wisser geistiger Hinsicht, der Schule des Verfassers der

„Ein großer Theil des Buchs ist dazu bestimmt, die Beschäftigungen des Dichters während seiner Erziehungszeit, zu verewigen. Es betrübt uns, von der Psalmodie des Kollegs durch die Anführung folgender attischer Strophen einen schlechten Begriff zu geben. (Hier folgen die Strophen.)

„Aber welches Urtheil man auch über die Dichtungen des edlen Minderjährigen fällen möge, es scheint uns, wir müssen dieselben nehmen, wie sie sind, und uns damit begnügen; gewiß sind es die letzten, die wir von ihm erhalten werden. Mag er reussiren oder nicht; es ist kaum wahrscheinlich, daß er sich von Neuem herabläßt, Dichter zu werden. Nehmen wir also das Dargebotene mit Dank an. Mit welchem Recht sollen wir die Empfindlichen spielen, wir, die wir arme Teufel sind. Es ist schon zu viel Ehre für uns, so viel von einem Lord zu erhalten. Seien wir — wir wiederholen es — dankbar, und fügen wir mit dem guten Sancho hinzu: Gott segne denjenigen, der uns etwas gibt; wir wollen einem geschenkten Gaul nichts in's Maul sehen.“

Lord Byron würdigte diesen miserablen Plunder von Gemeinplätzen, das ewige Thema, welches die neidische Mittelmäßigkeit unaufhörlich gegen das Genie anwendet, seiner Rache. Die Mitarbeiter der Revue von Edimburg wurden von seinen satyrischen Geißelhieben gezwungen, sein Talent anzuerkennen. Dieses Beispiel scheint der Nachahmung werth; wir würden indeß bekennen, daß wir Lord Byron lieber, in Betreff jener, ein verachtendes Stillschweigen hätten beobachten sehen. Wenn ihn auch nicht sein Interesse diesen Rath ertheilt haben würde, so hätte wenigstens seine schriftstellerische Würde solches thun sollen.

Candide an. Ein großer Irrthum! es ist ein ungeheuerer Unterschied zwischen dem Spott Byron's und dem Voltaire's. Voltaire hat nie Leiden gehabt.

Es würde hier der Ort sein, über das so vielfach gefolterte Leben des edlen Dichters Einiges hinzuzufügen; aber da wir so wenig von den wirklichen Ursachen der häuslichen Unfälle, die Byron's Charakter erbitterten, unterrichtet sind, so ziehen wir es vor, hierüber Stillschweigen zu beobachten, aus Furcht, unsere Feder möge sich wider unseren Willen verirren. Indem wir Lord Byron nur aus seinen Gedichten kennen, ist es für uns süß, sein Leben nach seiner Seele und seinem Genie zu beurtheilen. Wie alle bevorzugte Menschen, ist er sicher der Verläumdung ausgesetzt gewesen. Nur ihr schreiben wir die beleidigenden Gerüchte zu, die so lange Zeit über den berühmten Dichter im Umlauf waren. Uebrigens wird diejenige, welche sein Unrecht beleidigt hat, ohne Zweifel zuerst bei der Nachricht von seinem Tode jede Unbill vergessen haben. Wir wollen hoffen, daß sie ihm verziehen hat; denn wir gehören denen an, die da glauben, Haß und Rache seien nicht befugt, Steine auf ein Grab zu werfen.

Und auch wir wollen ihm seine Fehler, seine Irrthümer, ja sogar jene Werke verzeihen, wo er von der doppelten Höhe seines Charakters und seines Talents herabzusteigen schien; wir wollen ihm verzeihen, er ist

so edel gestorben, so schön gefallen! Er schien dort ein kriegerischer Repräsentant der modernen Muse in dem Vaterlande der antiken. Ein edler Verbündeter des Ruhms, der Religion und der Freiheit, lieh er sein Schwert und seine Leyer den Nachkommen der ersten Dichter; schon ließen seine Lorbeeren die Wage zu Gunsten der unglücklichen Hellenen sich neigen. Wir, wir insbesondere, schulden ihm die größte Dankbarkeit. Er hat Europa bewiesen, daß die Dichter der neuen Schule, obschon sie nicht mehr die heidnischen Götter Griechenlands anbeten, stets seine Helden bewundern, daß sie, wenn sie auch den Olymp verlassen haben, nimmermehr von den Thermopylen Abschied nahmen.

Die Nachricht von dem Tode Byron's ist auf dem ganzen Kontinent mit dem lebhaftesten Gefühle eines allgemeinen Schmerzes aufgenommen worden. Die Kanonen der Griechen haben seine sterblichen Ueberreste begrüßt, eine National-Trauer hat den Verlust dieses Fremdlings, mitten unter den öffentlichen Leiden, beklagt. Die stolzen Thore von Westminster haben sich, wie von selbst geöffnet, damit das Grab des Dichters die Gräber der Könige ehren möge. Sollen wir es sagen? Mitten unter diesen ruhmwürdigen Merkmalen der allgemeinen Betrübniß haben wir mit Begierde erwartet, welchen feierlichen Beweis des Enthusiasmus Paris, diese Hauptstadt Europas, dem geschiedenen

Helden geben würde, und wir sahen eine fade Nudität, die seine Leyer beleidigte, und schlechte Schauspieler, die seinen Sarg beschimpften! *)

---

*) Einige Tage nach der Nachricht von dem Tode Lord Byron's stellte man auf irgend einem Theater des Boulevard — ich weiß nicht welchem — eine eben so geschmacklose wie unanständige Posse dar, in welcher der edle Lord, unter dem lächerlichen Namen Lord Dreigestirn, persönlich auf der Bühne erscheint.

Hugo, Victor, / Adrian, Johann Valentin, / Wagner, Waldemar

Victor Hugo's sämmtliche Werke

Bd.: 4

Frankfurt am Main 1835

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Gall.574(4/5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11089878-8